

5 16. Jahrhundert

Für die Herausbildung der deutschen Grammatik waren die lateinischen Lehrbücher des späten 15. Jahrhunderts und frühen 16. Jahrhunderts,¹⁶⁷ in denen häufig eine „Vergleichung des Lateinischen mit seinem deutschen Äquivalent“ (Jellinek 1913: 36) erfolgte, von großer Bedeutung. Allmählich entstand ein „Bewusstsein über deutsche Spracheigentümlichkeiten“ (Jellinek 1913: 36), Überlegungen zur Flexion im Deutschen wurden angestellt und eine grammatische Beschreibung der deutschen Muttersprache erschien nun möglich und notwendig (vgl. Jellinek 1913: 37). Aufgrund der allgemeineren Schulbildung sowie der Ausbreitung der Lese- und Schreibkenntnisse in der deutschen Bevölkerung stieg auch die Zahl der Leser*innen und Schreiber*innen. Diese Entwicklung führte jedoch zu einer „Verschlechterung der Orthographie“ (Jellinek 1913: 39), da das Schreiben seinen Status als exklusive Kunstform allmählich verlor und von einer „in zwecklosen Häufungen schwelgenden[n] inkonsequente[n] Schreibung“ (Jellinek 1913: 39) verdrängt wurde.

Um dieser Entwicklung entgegenzuwirken und das Deutsche als Lese- und Schreibsprache zu fördern, entstanden Lehrbücher, die sowohl von Schreibern¹⁶⁸ als auch von Schulmeistern¹⁶⁹ angefertigt wurden (vgl. Jellinek 1913: 40) und sich an spezifische Adressatenkreise, z. B. Schreiber(lehrlinge) sowie Schulmeister und deren Schüler, richteten.

Auf Basis der zehn Vorreden (16. Jahrhundert) wurde ein Schema erarbeitet, das die konstituierenden Attribute enthält, die zum einen aus der Sekundärliteratur abgeleitet wurden¹⁷⁰ und zum anderen aus den historischen Primärtexten zum Zielausdruck (*Hoch-)*Deutsch rekonstruiert werden konnten.¹⁷¹ So wird ein Vergleich der heterogenen Einzeltexte im Hinblick auf die Framestruktur (und damit letztlich auf das Zielkonzept (*Hoch-)*Deutsch) ermöglicht:

¹⁶⁷ Beobachtungen zu Sprachbesonderheiten des Deutschen finden sich u. a. im *Exercitium puerorum grammaticale* (1491) sowie in Johannes Coclæus' *Quadrivium Grammatices* (1511).

¹⁶⁸ Die Haupttätigkeit des Autors der untersuchten Schrift ist das berufsmäßige Schreiben, weshalb die Berufsbezeichnung *Schreiber* verwendet wird.

¹⁶⁹ Die Haupttätigkeit des Autors der untersuchten Schrift ist das berufsmäßige Unterrichten, weshalb die Berufsbezeichnung *Schulmeister* verwendet wird.

¹⁷⁰ Vgl. hierzu auch Tabelle 3.6 in Kapitel 3.3.

¹⁷¹ Vgl. hierzu auch Tabelle 5.1 in Kapitel 5.

Tab. 5.1: Attribute der Frames im 16. Jahrhundert

Attribut	Sub-Attribute 1. Grades
ADRESSATENKREIS	
MOTIVE	(1) SCHREIBBEFÄHIGUNG, (2) ALPHABETISIERUNG, (3) RELIGION, (4) SPRACHPATRIOTISMUS, (5) SPRACHREINIGUNG
(ANTI-)IDEALE	(1) SPRACHRICHTIGKEIT/-FEHLERHAFTIGKEIT BZW. (UN-) REINHEIT, (2) (UN-) EINHEITLICHKEIT, (3) (UN-) VERSTÄNDLICHKEIT, (4) NÜTZLICHKEIT/NUTZLOSIGKEIT
BEURTEILUNGSKRITERIEN	(1) GÖTTLICHKEIT, (2) ALTER
KOGNITIVE (UN-)FÄHIGKEITEN	(1) WISSEN/UNWISSENHEIT, (2) ÜBUNG, (3) (UN-)FLEISS
(ANTI-)AUTORITÄTEN	(1) INSTITUTIONEN, (2) PERSONEN, (3) SCHRIFTEN
(ANTI-)LEITVARIETÄTEN	(1) REGION, (2) MEDIUM
GRAMMATIK	(1) AUSSPRACHE (PHONOLOGIE), (2) SCHREIBUNG (ORTHOGRAPHIE), (3) LEXIK, (4) BEDEUTUNG (SEMANTIK)
DIDAKTIK	
POSTULAT	(1) GEMEINSPRACHEPOSTULAT, (2) TOLERANZPOSTULAT

Das Attribut ADRESSATENKREIS umfasst den Rezipient*innenkreis, an den das Werk des Autors gerichtet ist. Dieses kann explizit an ‚Schreiber(lehrlinge)‘, ‚Schulmeister‘ und ‚Schüler/Jugend‘, das ‚Volk‘ oder auch allgemein an die Deutschen („allgemeine Adressaten“) gerichtet sein, die im Schreiben des Deutschen bzw. im Lesen der deutschen Sprache unterrichtet werden sollen.

Je nach Adressatenkreis können verschiedene MOTIVE der Autoren abgeleitet werden, die ihre Auseinandersetzung mit der deutschen Sprache anleiten. So steht ein Befähigungsmotiv im Vordergrund, wenn die Schrift die Rezipient*innen dazu befähigen soll, ein klares, verständliches und entsprechend einheitlicheres Deutsch zu schreiben (SCHREIBBEFÄHIGUNG). Der Autor kann aber auch aus einem pragmatischen Motiv heraus agieren, wenn er mit seiner Schrift die Menschen anleiten will, Lesen (und Schreiben) zu lernen (ALPHABETISIERUNG). Während beim Befähigungsmotiv die Verbesserung bzw. Vereinheitlichung der Schreibweise von vorwiegend professionellen Schreibern im Fokus steht, ist beim pragmatischen Motiv der basale Erwerb der Lesefähigkeit zentral. Neben diesen beiden Hauptmotiven können noch drei weitere Motive zur Auseinandersetzung mit der deutschen Sprache in

den analysierten Vorreden des 16. Jahrhunderts nachgewiesen werden: So wollen manche Autoren ihre Leser*innenschaft dazu befähigen, Lesen und/oder Schreiben in der deutschen Sprache zu lernen, um Gottes Wort selbstständig, z. B. durch die Lektüre der Heiligen Schrift, aufzunehmen und so ein gottesfürchtiges Leben führen zu können. Hier wird ein religiöses Motiv angenommen, das den Autor anleitet (RELIGION). Darüber hinaus kann der Verfasser auch ein patriotisches Motiv verfolgen, wenn er durch seine Schrift zur Emanzipation des Deutschen vom Lateinischen, Griechischen oder Hebräischen beitragen möchte und dessen gleichwertige Behandlung in Kirche, Gesellschaft und Wissenschaft fordert (SPRACHPATRIOTISMUS). Dient die Schrift hingegen eher zur Reinigung der deutschen Sprache, zum einen von fremdsprachigen Einflüssen und zum anderen vom Einfluss schlechter deutscher Rhetoriken bzw. vermeintlicher Autoritäten, kann ein Sprachreinigungsmotiv des Verfassers abgeleitet werden (SPRACHREINIGUNG).

Für das 16. Jahrhundert können zudem zwei zentrale POSTULATE (im Sinne von Standpunkten) ermittelt werden, die die Autoren in ihren Vorreden propagieren: das GEMEINSPRACHEPOSTULAT und das TOLERANZPOSTULAT.¹⁷² Während bei Ersterem die Herausbildung einer Gemeinsprache, die über allen Dialekten steht, postuliert wird, steht bei Letzterem der tolerante Umgang mit den verschiedenen deutschen Varianten im Vordergrund. Die Verfasser appellieren an ihre Rezipient*innen, sich der Unterschiede in den deutschen Dialekten bewusst zu werden und jene regionalen Varianten zu verwenden, die allgemein verständlich(er) sind.

Die VERSTÄNDLICHKEIT der Sprache stellt ein wichtiges Ideal¹⁷³ im 16. Jahrhundert dar, um eine überregionale Kommunikation zu ermöglichen. Zudem sind die EINHEITLICHKEIT in der Schreibweise sowie die NÜTZLICHKEIT der jeweiligen Wortform – im Hinblick auf ihren Inhalt – wichtige Tugenden der deutschen Sprache. In diesem Kontext wird auch auf die Verwendung von FREMDWÖRTERN eingegangen, die nach Ansicht der Autoren unverständlich und unnütz sind. Ebenso wird die Praktik, Übersetzungen des Lateinischen anzufertigen und die grammatische Struktur des Lateinischen auf die deutsche Sprache zu übertragen, kritisiert, da so keine verständlichen Texte verfasst werden könnten (LATEIN VERDEUTSCHEN). Sowohl durch den Gebrauch von unnützlichen Fremdwörtern als auch durch die lateinischen Verdeutschungen würde das Ideal der ZIERLICHKEIT angegriffen und die Schönheit

¹⁷² So verweist Jellinek (1913: 54) explizit darauf, dass Frangk eine Gemeinsprache anstrebte, während die meisten anderen Autoren des 16. Jahrhunderts eine tolerantere Haltung gegenüber regionalen Schreibvarianten hatten.

¹⁷³ Neben den Idealen, die die Vorstellung der Autoren von der deutschen Sprache prägen, benennen diese auch *Anti-Ideale*. So gehen die Autoren etwa auf die Anti-Ideale SPRACHFEHLERHAFTIGKEIT, UNEINHEITLICHKEIT, UNVERSTÄNDLICHKEIT und NUTZLOSIGKEIT ein, die die aktuellen Formen des Deutschen prägen und ausgebessert werden müssen.

des Deutschen verdunkelt. Über all diesen Idealen steht die SPRACHRICHTIGKEIT bzw. -REINHEIT, die von den Autoren angestrebt wird.

Um die Güte der deutschen Sprache zu verdeutlichen und zu beurteilen, wird von den Autoren des 16. Jahrhundert zum einen auf die Göttlichkeit der Sprache und zum anderen auf deren Alter verwiesen. Bereits Luther hatte in einer Predigt von 1525 darauf hingewiesen, dass „die Sprache, Rede und Stimme eine Gabe Gottes [ist, Einfügung: V. S.] wie andere Gaben, wie z. B. die Frucht an den Bäumen“ (Luther 1990: 95). Dementsprechend ist auch die deutsche Sprache eine Gabe Gottes (GÖTTLICHKEIT), ebenso wie die drei heiligen Sprachen Latein, Hebräisch sowie Griechisch, und muss gepflegt werden. Die heiligen Sprachen zeichnen sich u. a. durch ihr sehr hohes Alter und ihre Ursprünglichkeit aus, die als Gütekriterien angesehen werden. Im Hinblick auf das Deutsche begründen die Autoren den Wert ebenfalls über dessen hohes ALTER.

Was als richtig, einheitlich, verständlich und nützlich gilt, hängt von den sprachlichen AUTORITÄTEN, also INSTITUTIONEN, PERSONEN oder SCHRIFTEN ab, die der Autor als positiv beurteilt und vorstellt. Im Kontrast dazu wird auch immer wieder auf schlechte Vorbilder (ANTIAUTORITÄTEN) hingewiesen, also z. B. auf fehlerhafte Schriften, schlechte Schreiber oder Schreibkanzleien, die keinen einheitlichen Schreibstil pflegen.

Neben den Autoritäten, die als Vorbilder im Hinblick auf einen guten deutschen Sprachgebrauch herangezogen werden sollen, werden in den Vorreden auch mögliche LEITVARIETÄTEN¹⁷⁴ diskutiert, nach deren Beispiel eine einheitliche (hoch-)deutsche Sprache konstituiert werden könnte. Zum einen wird auf sprachliche Regionen verwiesen, in denen eine besonders verständliche und weitverbreitete deutsche Varietät gesprochen bzw. geschrieben wird (REGION), zum anderen wird aber auch der mündliche oder schriftliche Sprachgebrauch bestimmter Gesellschaftsschichten als Leitvarietät dargestellt (MEDIUM).

In den Vorreden gehen die Autoren auch auf unterschiedliche grammatische Teilbereiche ein, die sie ihren Leser*innen vermitteln möchten. So stellen sie etwa Überlegungen zur Lautung (AUSSPRACHE) sowie zur korrekten Orthographie der Wortformen (SCHREIBUNG) an, also bspw. zu Buchstabenhäufungen, zur korrekten Worttrennung oder zur DEKLINATION. Was der Autor als *korrekt* beurteilt, ist eng mit dessen Sprachwahrnehmung, also dessen Ansichten bzw. Einstellungen zum deutschen Sprachraum, den Sprecher*innen und regionalen Varianten verbunden. Bei einigen Autoren kann (schon) eine Unterscheidung in einen hochdeutschen

¹⁷⁴ Es werden auch sog. *Anti-Leitvarietäten* in den Vorreden thematisiert, also schlechter Sprachgebrauch thematisiert, der unter keinen Umständen zur Konstituierung einer sprachlichen Norm in Betracht gezogen werden sollte.

Sprachraum, der meist als vorbildhaft bewertet wird, und die davon zu unterscheidenden, nicht vorbildhaften Sprachräume nachvollzogen werden. Zudem können erste Überlegungen zur Verbindung von Form und Inhalt (SEMANTIK) sowie zum Wortschatz allgemein (LEXIK) rekonstruiert werden.

Darüber hinaus stellen manche Autoren auch ihre Ansichten zu gutem Deutschunterricht bzw. zur guten Unterweisung in das Sprechen und Schreiben der deutschen Sprache (DIDAKTIK) in ihrer Vorrede dar. Hiermit eng verbunden sind die kognitiven Fähigkeiten, die die Rezipient*innen aufweisen bzw. erlernen müssen, um das Deutsche korrekt und verständlich lesen und schreiben zu können. Zum einen müssen sie fleißig sein (FLEISSLICHKEIT) und den Umgang mit der deutschen Sprache immer wieder üben (ÜBUNG), bis sie diesen sicher beherrschen. Durch die Übung, z. B. die Deklination der Wortformen, erlangen die Rezipient*innen WISSEN, das ebenfalls notwendig ist, um gutes Deutsch – sowohl mündlich als auch schriftlich – zu produzieren.¹⁷⁵

Im Folgenden werden die konkreten Füllwerte, die in den untersuchten Texten die Attribute besetzen,¹⁷⁶ dargestellt und die individuellen Token-Frames zum Zielausdruck (*Hoch-)*Deutsch rekonstruiert.

5.1 Schriften der Schulmeister

5.1.1 *Teutsch* in Ickelsamers *Die rechte Weis* (1534) und *Teutsche Grammatica* (1534)

Valentin Ickelsamer studierte bei Luther in Wittenberg Theologie, distanzierte sich jedoch ab 1522 von diesem und wandte sich stattdessen dem Reformator Andreas Bodenstein (Karlstadt) zu (vgl. Moulin-Fankhänel 1994: 106). Später war Ickelsamer als Schulmeister in Rothenburg, Erfurt und Augsburg tätig (vgl. Moulin-Fankhänel 1994: 106). Darüber hinaus war er Anhänger von „Schwenkfeldts Mystik“ (J. Müller 1882/1969: 404) und kam so in Kontakt mit dem Schulmeister Fuchßperger.

Sein Interesse galt in erster Linie religiösen Fragen, u. a. den Lehren Luthers und Schwenkfeldts. Da er Lesen als „ain feine gabe Gotes“ (Ickelsamer 1534b: AIVr) auffasste (GÖTTLICHKEIT), war es ihm ein Anliegen, selbst eine Leselehre, *Die rechte weis* (1534¹⁷⁷), sowie eine *Teutsche Grammatica* (1534b) zu verfassen. Beide Werke

¹⁷⁵ Die Autoren zeigen auch die KOGNITIVEN UNFÄHIGKEITEN der Sprecher*innen und Schreiber*innen auf, die deren Sprachgebrauch negativ beeinflussen.

¹⁷⁶ Vgl. hierzu Tabelle 5.1.

¹⁷⁷ Die erste Auflage erschien bereits 1527, für die vorliegende Untersuchung wurde die zweite Auflage von 1534 genutzt, die auch in der Edition von J. Müller (1882/1969) enthalten ist.

zeugen von der tiefen Religiosität des Autors (vgl. Weigand 1882/1972: 3), der seine Rezipient*innen zu „gotfürchtige[n] vnd frume[n] mensche[n]“ (Ickelsamer 1534b: AIVr) erziehen wollte, die das Lesen lernten „vñdarnach zu Gottes ehre brauchten“ (Ickelsamer 1534b: AIVr) (RELIGION).

J. Müller (1882/1969: 406) ordnet *Die rechte weis* als die „erste [...] deutsche methodische Anleitung zum deutschen elementaren Sprachunterricht“ ein und bezeichnet Ickelsamer zudem als den „Vater der Lautermethode“ (J. Müller 1882/1969: 404). Im Gegensatz zur Buchstabiermethode basiert die Lautermethode auf dem Erlernen des Lautbildes des betreffenden Buchstabens, welcher durch die Abbildung des Tieres, das diesen Laut produziert, verdeutlicht wird. Ickelsamer machte diese lautphysiologischen Betrachtungen zur Basis seiner Leselehre bzw. seiner Grammatik und wirkte als Vorbild für nachfolgende Schulmeister, u. a. für Jordan, Fabritius und Fuchßperger.

Mit seiner Leselehre richtet er sich explizit an jene Menschen, die das Lesen erlernen wollen, damit sie „Gottes wort [...] selbs lesen [...] [und] darinn vrteylen“ (Ickelsamer 1534/1882: AIIr) können. Er verfolgt in erster Linie ein pragmatisches Motiv, da er möglichst allen Menschen ein Verständnis von den Buchstaben bzw. vom Lesen vermitteln möchte (ALPHABETISIERUNG) und wendet sich an einen noch nicht alphabetisierten ADRESSATENKREIS. Diesem verspricht Ickelsamer (1534/1882: AVv), dass sie „in viervnd zwaintzig stunde“ mithilfe seiner Grammatik lesen lernen könnten. Mit diesem Verkaufsargument versuchte u. a. auch Grüßbeutel in seinem *Stymenbüchlein* (1534)¹⁷⁸ seine Leser*innenschaft zu motivieren, was von Fuchßperger scharf kritisiert wurde.

In der Vorrede zur Grammatik von Ickelsamer (1534b) wird auch dessen patriotische Haltung deutlich: Er vertritt den Standpunkt, dass das einfache Verdeutschen der lateinischen Grammatik keine eigenständige deutsche Grammatik hervorbringen könne (LATEIN VERDEUTSCHEN). Diese „Grammatica würdt den teütschen seltzamer vnd vnbekandter sein“ (Ickelsamer 1534b: AIIIV) (UNVERSTÄNDLICHKEIT) und dementsprechend auch nicht nützlich sein (NUTZLOSIGKEIT). Stattdessen rät Ickelsamer dazu, „zierliche exempleln“ (Ickelsamer 1534b: AIIr) heranzuziehen. U. a. wird das Werk von „Peter Jordan zuo Menty“ von Ickelsamer (1534b: AVr) als vorbildhaft benannt (AUTORITÄT „Jordan“).

Die im 16. Jahrhundert weit verbreiteten willkürlichen Schreibvarianten (Buchstabenhäufungen, Verwendung verschiedener Zeichen für denselben Laut etc.) kritisiert Ickelsamer stark und verweist auf die Etymologie der Wörter und der daraus abzuleitenden Schreibung (vgl. Jellinek 1913: 51). Er empfiehlt deshalb, die „künstliche Compositiones der alten teütschen wörter/Sprüchwörter/vnnd etliche jrer reden

¹⁷⁸ „[B]ald (als in. xxiiij stunden auff das minst) leychtlich moegen lernen lesen“ (Titelblatt).

art“ (Ickelsamer 1534b: AIIIV) zu beachten (LEXIK ALTER). An dieser Stelle können frühe Tendenzen zu einer analogistischen Haltung bei Ickelsamer abgeleitet werden, da er die Etymologie sowie das Alter der sprachlichen Varianten als Argument heranführt, weshalb diese genutzt werden sollten bzw. anderen Varianten vorgezogen werden müssten.

Nach dem Vorbild Luthers wendet sich auch Ickelsamer von einer Wort-zu-Wort-Übersetzung ab. Vielmehr müsse der Übersetzer „sein ganzes ampt vnd wesen begreiffe“ (Ickelsamer 1534b: AIIr) (SEMANTIK), um eine gute deutsche Übersetzung anfertigen zu können, also sinnhaft übersetzen. Hierfür sei ein „gründliche[r] verstand der Teütschen woerter vnnd rede“ (Ickelsamer 1534b: AIV), also WISSEN um die deutsche Sprache, nötig.¹⁷⁹

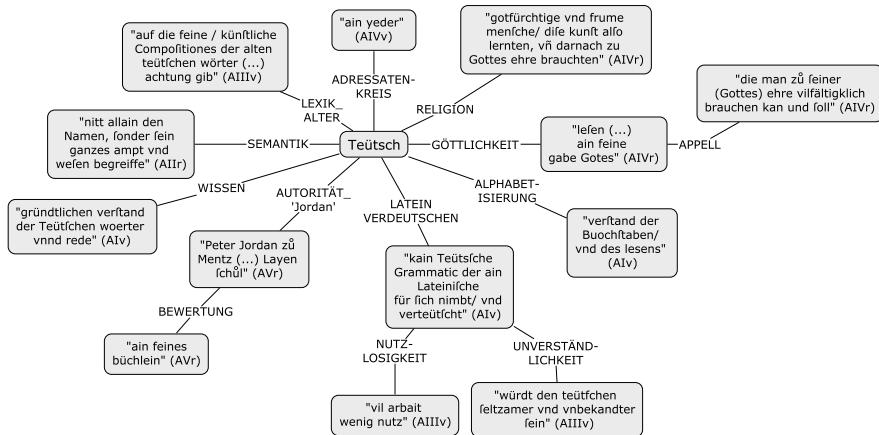


Abb. 5.1: Token-Frame Teütsch rekonstruiert aus Ickelsamers *Teütscher Grammatica* (1534)

179 Vgl. hierzu die Abbildung 5.1.

5.1.2 *Deutsch in Jordans Leyenschuol* (1533)

Der Mainzer Drucker und Schulmeister¹⁸⁰ Peter Jordan war u. a. für den Druck der antireformatorischen Schmähsschrift *Martin Luthers Clagred* verantwortlich und protegierte die altkirchlichen Vertreter. Bei ihm wurde auch die katholische Dietenberger-Bibel (1534) gedruckt (vgl. Gauch 1987: 75).

Die 1533 erschienene *Leyenschuol* richtet sich an die „anfahendt schuler“ (Jordan 1533/1882: AIIr), die mittels figurlicher Darstellungen, die die jeweiligen Buchstaben des Alphabets veranschaulichen, das Lesen erlernen sollen.¹⁸¹ Auf diese Weise wollte er es seinen Rezipient*innen ermöglichen, „kuertzlich schreyben vnd lesen zuo lernen“ (Jordan 1533/1882: AIV) (ALPHABETISIERUNG). Neben diesem pragmatischen Motiv verfolgt Jordan auch ein religiöses Motiv, da er die Menschen mit der *Leyenschuol* befähigen möchte, die Güte Gottes in den Schriften selbst erfahren zu können (RELIGION).

Jordans Leselehre ist an die Schriften Ickelsamers angelehnt, den er explizit als sprachliches Vorbild in seiner Vorrrede thematisiert (AUTORITÄT „Ickelsamer“). So hätte ihn Ickelsamers „feines büchlein“ (Jordan 1533/1882: AIIr) dazu bewogen (BEWERTUNG), die *Leyenschuol* zu verfassen: „eins/so Valentin Jckelshamer beschrieben hat/durch welches ich auch bin verursacht worden/diſt meyn buechlin zuo trucken“. U. a. diente die *Leyenschuol* dazu, die Schrift Ickelsamers zu ergänzen und zu verbessern, was von Ickelsamer später gelobt wird (vgl. Gauch 1987: 80).

Zudem kritisiert Jordan scharf die Versprechungen mancher Autoren, dass „in vier vnd zwentzig stunden schreiben vnnd lesen zuo lernen“ (Jordan 1533/1882: AIV) möglich wäre. Implizit bezieht er sich auf das *Stymenbüchlein* von Jakob Grüßbeutel, das damit sogar im Titel wirbt (ANTIAUTORITÄT „Grüßbeutel“). Damit wollten sie „alleyn vmb des leydigen geitz willen [...] die armen eynfeltigen menschen [...] nur vmbs gelt“ (Jordan 1533/1882: AIV) bringen. Verwunderlich scheint, dass der von Jordan explizit als Vorbild für die *Leyenschuol* benannte Ickelsamer derartige Versprechen ebenfalls macht. In der *Grammatica* (1534)¹⁸² bezieht sich Ickelsamer auf die Kritik Jordans:

180 Ob Jordan als Schulmeister tätig gewesen ist oder nicht, wird in der Forschung kontrovers diskutiert (vgl. Gauch (1987: 50f.) sowie Stamm (1967: 102)). So geht Gauch (1987: 81) davon aus, dass Jordan seine Mitarbeiter in der Druckerei anlernen musste und ihnen deshalb auch Lesen und Schreiben beibrachte. Im Zuge des Drucks der Dietenberger-Bibel musste Jordan seinen Mitarbeiterstab extrem erweitern und dementsprechend auch vermehrt ausbilden (vgl. Gauch 1987: 81).

181 So wird etwa das Graphem <i> anhand der Abbildung eines Igels und das Graphem <o> mittels der Darstellung eines Ochsen veranschaulicht (vgl. Gauch 1987: 16).

182 Das Erscheinungsjahr der ersten Ausgabe ist in der Forschung nicht abschließend geklärt. So wird u. a. das Jahr 1534 als Erscheinungsjahr der ersten Ausgabe der Grammatik Ickelsamers angenommen (vgl. J. Müller 1882/1969) sowie das Jahr 1532 (vgl. Giesecke 1998). Folgt man nun

Vnd ist darumb nit vnmüglich/in viervnd zwaintzig stunde lesen zuolernen/wie der Peter Jordan zuo Mentz/der auch ain feines büchlein vo der Layen schuol geschriben/über ainen zürnet/der sich solches vermessnen und außgethon hat. (Ickelsamer 1534b: AVR)

Als Argument führt Ickelsamer an, dass das Alphabet nur dreiundzwanzig Buchstaben hätte „vnd wellicher dife Buchstaben recht kan/der kan scho lesen“ (Ickelsamer 1534b: AVR). Dementsprechend wäre die kognitive Leistung vergleichbar mit dreiundzwanzig Namen, die man sich an einem Tag einprägen müsste.

Dass Jordan diese Kritik auch gegen Ickelsamer richtet, kann auf Basis der Vorrede zur *Leyenschuol* (1533) nicht nachvollzogen werden, ist aber hinsichtlich Ickelsamers Kommentar in der *Teütschen Grammatica* (1534) durchaus vorstellbar. Die möglichen Reaktionen anderer Autoren auf sein Werk reflektiert Jordan ebenfalls in seiner Vorrede: „die vndanckbaren spitzfuendigen koepff diß meyn schreiben (wie dan jr art ist) wuerden verspotten vnd verlachen“ (Jordan 1533/1882: AIIr) (ANTIAUTORITÄT „Undankbare“). Diesbezüglich stellt der Autor jedoch klar, dass er derartiger Kritik keine große Beachtung schenken werde.¹⁸³

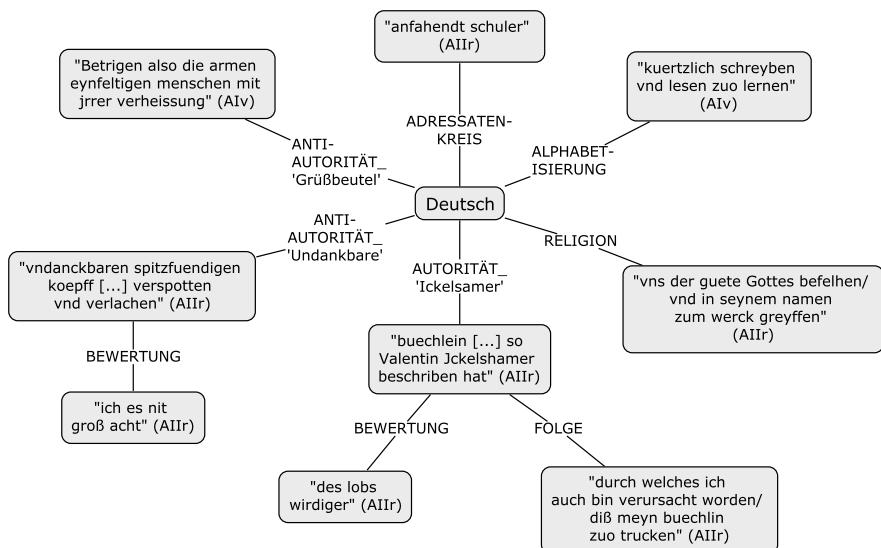


Abb. 5.2: Token-Frame Deutsch rekonstruiert aus Jordans *Leyenschuol* (1533)

der These Gieseckes, wäre es durchaus möglich, dass sich Jordans Kritik in seiner 1533 erstmals erschienenen *Leyenschuol* auch auf Ickelsamer beziehen könnte.

183 Vgl. hierzu die Abbildung 5.2.

5.1.3 *Deutsch* in Fabritius' *Nutzlich buchlein* (1532)

1530 übernahm Hans Fabritius die Nachfolge von Ickelsamer als Schulmeister in Erfurt (vgl. Moulin-Fankhänel 1994: 62). In Fabritius' Orthographielehre finden sich entsprechende Anlehnungen an Ickelsamers *Grammatica*, vor allem bei der Beschreibung der Laute (vgl. Jellinek 1913: 52).

Die Anleitung zu einem klaren und verständlichen deutschen Schreibgebrauch steht bei Fabritius (1532/1895) klar im Fokus (SCHREIBBEFÄHIGUNG). Die „deutschen schribschulern“ (Fabritius 1532/1895: AIIr) werden als ADRESSATENKREIS definiert und sollen in seiner Orthographielehre ein „fundament des schribbens“ (Fabritius 1532/1895: AIIr) vermittelt bekommen. Darüber hinaus appelliert er an seine Leser*innenschaft, dass „das vnformlich, vnnutzlich schreiben moechte nhach blyben“ (Fabritius 1532/1895: AIIr) (SCHREIBUNG UNEINHEITLICHKEIT). Wie bereits zuvor Ickelsamer (1534b) kritisiert auch Fabritius die willkürlichen Schreibvarianten, die sich in den Kanzleien und Schreibschulen immer weiter verbreiten. Die Schreiber*innen sollen darauf achten, möglichst einheitliche Formen zu verwenden und dem Nützlichkeitsgedanken entsprechend zu arbeiten, also verständliche Schriften verfassen.¹⁸⁴

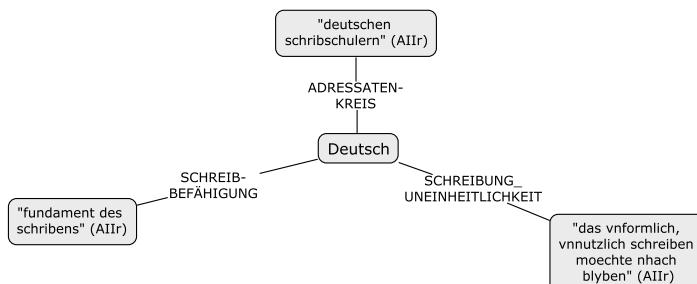


Abb. 5.3: Token-Frame *Deutsch* rekonstruiert aus Fabritius' *Nutzlich buchlein* (1532)

5.1.4 *Tüdtsc̄h* in Kolroß' *Enchiridion* (1530)

Johann Kolroß war ein Baseler Lehrmeister, der sich als „Erste[r] [...] auf systematische, nahezu vollständige Weise“ (J. Müller 1882/1969: 415) mit der deutschen Orthographie auseinandersetzte. Das *Enchiridion* (1530) sollte dazu dienen, die Inkongruenzen in der Schrift zu überwinden (vgl. Jellinek 1913: 54).

184 Vgl. hierzu die Abbildung 5.3.

Zur Ermittlung der korrekten Schreibweise rät Kolroß deshalb, die Etymologie der Wörter genauer zu betrachten (vgl. Jellinek 1913: 53), ähnlich wie dies auch Ickelsamer fordert. Zwar ist das Handbüchlein „fürnaemlich für die hochtüdtschen“ (Kolroß 1530/1882: AIIv) angefertigt worden (ADRESSATENKREIS ‚Hochdeutsche‘) und auch „naoch haochtüdtscher spraoch“ (Kolroß 1530/1882: AIIr) abgefasst, allerdings kann es von „eim yeden zuo siner spraoch“ (Kolroß 1530/1882: AIIv) herangezogen werden (ADRESSATENKREIS ‚Alle‘), um Lesen und Schreiben zu lernen. Kolroß adressiert mit seinem Handbüchlein vor allem die Laien, also nicht die Schreiber(lehrlinge), sondern „kynd [...] elltern selbs [...] handtwercks gsellen [...] jungfrowen“ (Kolroß 1530/1882: AIIr).

Darüber hinaus hält Kolroß die Lehrmeister dazu an, zu „minderen oder meeran/ye nach gelegenheyt des lands vnnd der spraoch“ (Kolroß 1530/1882: AIIv). Er vertreibt einen toleranten Standpunkt gegenüber den verschiedenen regionalen Schreibweisen (TOLERANZPOSTULAT) und verfügt zudem über Wissen hinsichtlich der sprachlichen Unterschiede zwischen den deutschen Varietäten. Diese unterteilt er grob in die „artlich[e] vnnd recht[e]“ (Kolroß 1530/1882: AIIr) hochdeutsche Sprache (LEITVARIETÄT ‚Hochdeutsch‘) und die „andern tüdtschen“ (Kolroß 1530/1882: AIIv) Sprachen. Darüber hinaus kann angenommen werden, dass Kolroß seine alemannische Schreibvarietät als Hochdeutsch einordnet und sich selbst auch zu den Hochdeutschen zählt.

Kolroß möchte seine Rezipient*innen in erster Linie dazu anleiten, „naoch haochtüdtscher spraoch artlich vnnd recht tüdtsch [...] schryben“ zu lernen (Kolroß 1530/1882: AIIr) (SCHREIBBEFÄHIGUNG). Dem übergeordnet ist jedoch das religiöse Motiv, nämlich die Laien in die Lage zu versetzen, die Heilige Schrift in der deutschen Übersetzung („in verstaendiger vaetterlicher spraoch“ (Kolroß 1530/1882: AIIr)) lesen und verstehen zu können (RELIGION).¹⁸⁵

185 Vgl. hierzu die Abbildung 5.4.

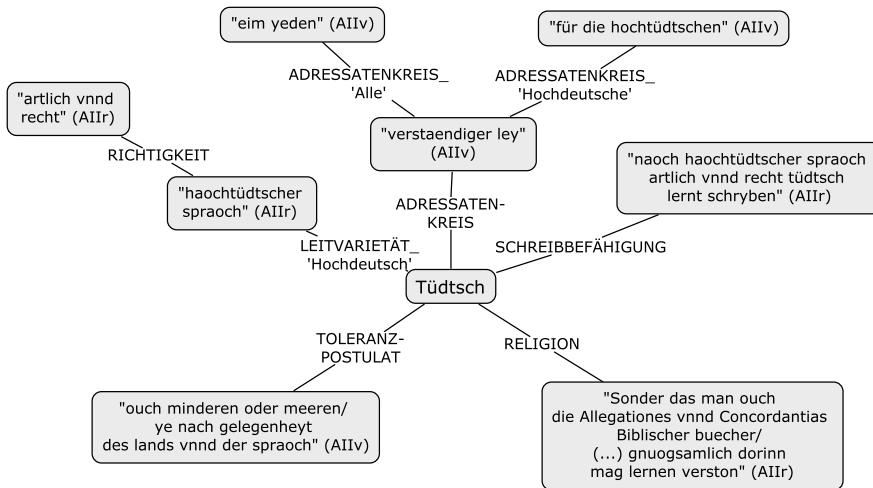


Abb. 5.4: Token-Frame *Tüdtsc̄h* rekonstruiert aus Kolroß' *Enchiridion* (1530)

5.1.5 *Teutsch* in Fuchßpergers *Leeßkonst* (1542)

Ortolf Fuchßperger gab u. a. Lateinunterricht und schrieb in diesem Zusammenhang auch eine lateinische Sprachlehre (vgl. J. Müller 1882/1969: 410). Während er in seiner Anfangszeit noch der evangelischen Lehre folgte, trat er später dem Spiritualismus bei und wurde Schwenkfeldianer¹⁸⁶ (vgl. J. Müller 1882/1969: 412). In dieser Zeit entstand auch die *Leeßkonst* (1542), die Lesetafeln mit Bildern enthält. Nach Ansicht von J. Müller (1882/1969: 412) ist die Leselehre Fuchßpergers „für die Geschichte des deutschsprachigen Unterrichtes um die Mitte des 16. Jahrhunderts von hervorragender Bedeutung“. Dies begründet Müller u. a. damit, dass in ihr „erstmals der gesamte[] deutsche[] Elementarstoff der deutschen Schule[]“ (J. Müller 1882/1969: 412) dargestellt wird. Zudem schafft es Fuchßperger, den Stoff „knapper [und, Einführung: V. S.] schulgerechter“ (J. Müller 1882/1969: 412) zu bearbeiten, anders als etwa Ickelsamer, der für Fuchßpergers Werk als Vorbild diente (vgl. J. Müller 1882/1969: 412).

Fuchßpergers *Leeßkonst* richtet sich an die Schulkinder (ADRESSATENKREIS „Schüler“) sowie deren Schulmeister (ADRESSATENKREIS „Lehrer“), die „die furgeschriben leer/nothurftig endern“ (Fuchßperger 1542/1882: AVR) sollen, wenn dies im Unterricht erforderlich ist. Auch hier wird eine tolerante Haltung gegenüber den deutschen Schreibvarianten vertreten.

186 Hier besteht eine Verbindung zu Ickelsamer, der ebenfalls der Lehre Schwenfelds folgt.

Seine didaktischen Leitlinien stellt Fuchßperger umfassend dar und appelliert an die Lehrer, die Kinder behutsam und in kleinen Schritten an das Lesen und Schreiben heranzuführen, sodass sie nicht, „ehe sie die buchstaben khennen/denselben feind werden“ (Fuchßperger 1542/1882: AVr). Außerdem sollen die Kinder täglich üben, um Sicherheit im Umgang mit der deutschen Sprache zu erlangen (ÜBUNG). Darüber hinaus empfiehlt Fuchßperger, die Kinder zuerst im Deutschen zu unterrichten, bevor sie das Lateinische erlernen (DIDAKTIK): „nit die wenigst vrsach/das sie in teutschen Schulen vil ehe/dan in den lateinischen des fertigen lesens gewonen“ (Fuchßperger 1542/1882: AVv).

Seine sprachpatriotische Haltung wird hier deutlich, ebenso wie ein pragmatisches Motiv, die Kinder zu alphabetisieren, d. h., sie „zum Abecedeischen grondstain [...] zu, Einfügung: V. S.] vnderwisen“ (Fuchßperger 1542/1882: AIVr). Beide Motive sind jedoch der Religion untergeordnet, da die deutsche Sprache vor allem dazu dienen soll, „zu hohster Gotlicher erkhantrus [...] zu, Einfügung: V. S.] khomen“ (Fuchßperger 1542/1882: AIIIV) und die Kinder zu frommen Christen zu erziehen (RELIGION). Zudem vertritt der Autor, ebenso wie Ickelsamer, die Ansicht, dass „Got die buchstabischen mitel verordnet“ (Fuchßperger 1542/1882: AIIIV) hat, also dass das Lesen und Schreiben Gottes Gaben seien (GÖTTLICHKEIT).¹⁸⁷

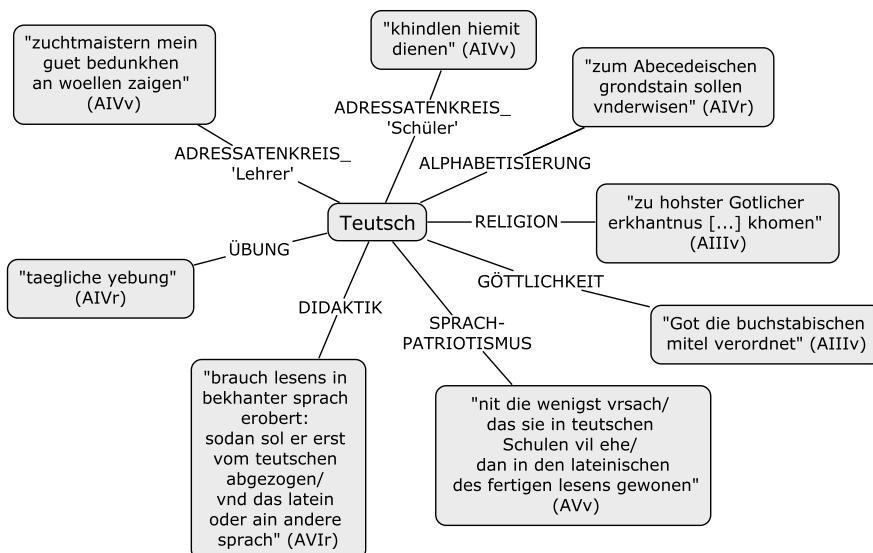


Abb. 5.5: Token-Frame Teutsch rekonstruiert aus Fuchßpergers *Leeßkonst* (1542)

187 Vgl. hierzu die Abbildung 5.5.

5.1.6 Zwischenfazit

Die Schulmeister wollen mit ihren Schriften den Schülern sowie deren Lehrern helfen („Schulmeister“ und „Schüler/Jugend“), die deutsche Sprache lesen und schreiben zu lernen („Alphabetisierung“) bzw. diese sinnvoll zu vermitteln. Das pragmatische Motiv ist in diesen Arbeiten zentral, aber meist einem religiösen Motiv untergeordnet, da die Kinder bzw. das gemeine Volk lesen lernen sollen, um ein gottesfürchtiges Leben führen zu können und die Heilige Schrift bzw. das Wort Gottes aufnehmen und verstehen zu können („Religion“). Deshalb plädieren die Autoren dafür, deutsche Übersetzungen der lateinischen, griechischen oder hebräischen Kirchentexte anzufertigen und das Deutsche als gleichwertige Sprache neben den bisherigen Hauptsprachen der Kirche zu etablieren („Sprachpatriotismus“).

Als Rechtfertigung, weshalb die Zuwendung zur Sprache sinnvoll und sogar notwendig ist bzw. auch eine intensive Auseinandersetzung und Erforschung des Deutschen angestrebt werden sollte, dient den Autoren der Verweis auf die Göttlichkeit der (deutschen) Sprache („Göttlichkeit“). Weil sie eine Gabe Gottes ist, muss ihr Beachtung geschenkt werden.

Eine Besonderheit in den Schriften der Schulmeister sind die Hinweise zur didaktischen Vermittlung der deutschen Sprache, die die Lehrer im Deutschunterricht beachten sollen, um ihre Schüler zu motivieren und nicht zu überlasten. Fuchsperger (1542/1882) geht z. B. darauf ein, dass es sinnvoller ist, den Schülern zuerst das Lesen in deutscher Sprache beizubringen, bevor diese sich dem Lateinischen zuwenden („Deutsch als Erstlesesprache“). Durch stetige Übung sollen die Schüler die deutsche Sprache erlernen („Übung“) und sich so das notwendige Wissen aneignen („Wissen“), um gut Deutsch lesen und schreiben zu können. Zudem werben u. a. Ickelsamer (1534/1882), Kolroß (1530/1882) und Fuchsperger (1542/1882) damit, dass mithilfe ihrer Schriften das Lesen besonders schnell und kurzweilig erlernt werden kann. Diese Art der Werbung wird z. B. von Jordan (1533/1882) heftig kritisiert.

Prinzipiell vertreten die Schulmeister eher eine tolerante Haltung gegenüber den verschiedenen regionalen Sprechweisen. Meist wird darauf hingewiesen, dass die Kenntnis möglichst vieler Dialekte hilfreich ist, um sich zum einen verständigen zu können und zum anderen jene Varianten zu identifizieren, die besonders weiträumig verbreitet und entsprechend verständlicher sind („Toleranzpostulat“).

Sie verweisen in ihren Vorreden häufig auf Schulmeister, die als Vorbilder herangezogen werden sollen: So hebt Ickelsamer (1534b) Jordan als Autorität hervor („Jordan“) und Jordan (1533/1882) beurteilt wiederum die Schriften von Ickelsamer als vorbildhaft („Ickelsamer“). Darüber hinaus benennt Kolroß (1530/1882: AIIr) expli-

zit die „haochüdtsche[] spraoch“ als „artlich vnnd recht“ und empfiehlt diese als Leitvarietät.¹⁸⁸

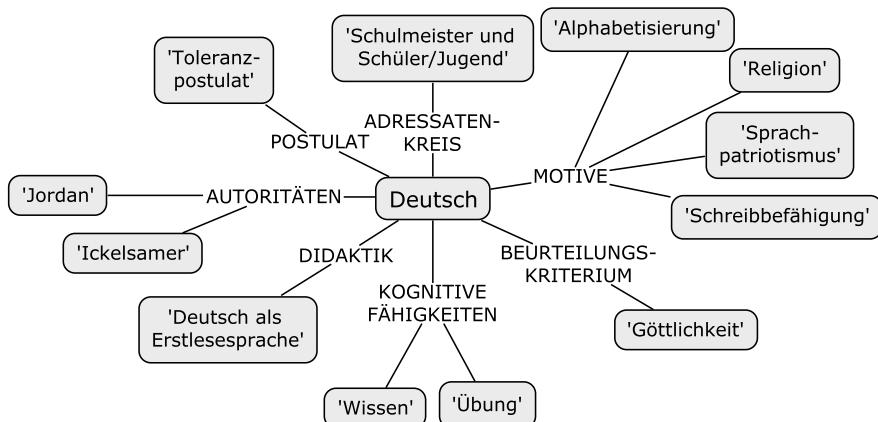


Abb. 5.6: Type-Frame Deutsch: Schulmeister 16. Jhd.

5.2 Schriften der Schreiber

5.2.1 *Duytzsch im Schryfftspiegel* (1527)

Der *Schryfftspiegel* (1527) ist die erste deutsche Orthographielehre (vgl. Jellinek 1913: 42). Es lassen sich starke Anlehnungen an die *Translationen* (1478) des Niklas von Wyle¹⁸⁹ erkennen, aber auch innovative Bestandteile, wie etwa die Abhandlung zu den Buchstaben des Alphabets. Allerdings sind „[w]irkliche orthographische Regeln [...] ganz spärlich“, „denn von einer einheitlichen Schreibung weiß er [der Autor des *Schryfftspiegels*, Einfügung: V. S.] nichts“ (Jellinek 1913: 43) und nimmt „dies als etwas Gegebenes hin [...]“ (Jellinek 1913: 45).

Der Verfasser des *Schryfftspiegels* wird in der Ausgabe von 1527 nicht genannt, ebenso wenig das Jahr der Drucklegung. J. Müller (1882/1969: 382) verweist jedoch darauf, dass sich ein Hinweis auf das Jahr 1527 in der Widmung des Werks finden lässt, und mutmaßt weiter, dass der angegebene Drucker Servatius Krusster auch der Verfasser sein könnte (vgl. J. Müller 1882/1969: 382). Einen Beleg für diese Hypothese

188 Vgl. hierzu die Abbildung 5.6.

189 „[Z]u drei Vierteilen aus Niklas von Wyle entnommen“ (Jellinek 1913: 42).

kann J. Müller (1882/1969) jedoch nicht geben, weshalb die Angabe des Verfassers mit einem Fragezeichen versehen werden muss.¹⁹⁰ Da der Verfasser bzw. die Verfasser jedoch eine mittelfränkische Sprachform (vgl. Götz 1992: 196) sowie J. Müller (1882/1969: 382)) verwenden, ist es naheliegend, dass der *Schryfftspiegel* aus dem rheinfränkischen Raum stammen könnte.

Beim *Schryfftspiegel* handelt es sich also um eine „anonyme Kompilation“ (Götz 1992: 186), die auf mindestens drei verschiedene Quellen zurückgeführt werden kann (vgl. Götz 1992: 192): Erstens das *Braunschweiger Titelbuch* von Hans Dorn (1508), zweitens die *Translationen* von Niklas von Wyle (1478) sowie drittens das Kanzleihandbuch *Formulare und deutsch Rhetorica* (1488). Die „gewisse sprachliche Heterogenität“ (Götz 1992: 197) des *Schryfftspiegels*, der „hochdeutsche und niederdeutsche Elemente“ (Götz 1992: 198) enthält, führt Götz auf den kompitorischen Charakter des Werks zurück.

Der anonyme Verfasser gehört zu den Vertretern des Toleranzpostulats (vgl. hierzu Abbildung 5.7). Er appelliert an seine Leser, dass sie auch „ander duitsch/dan als men in synk land synget“ (Anonym 1527/1882: AIV) lesen und verstehen können sollen (TOLERANZPOSTULAT). So werden den Lesern die eigenen sprachlichen Besonderheiten bewusst(er) und sie können ggf. stark regionale Varianten ablegen (AUSSPRACHE UNEINHEITLICHKEIT). Hier scheint die Ausbildung einer überdialektalen Sprachkompetenz, die sich in der überregionalen Kommunikation, z. B. zwischen den hochdeutschen und den niederdeutschen Sprecher*innen ereignet, das Ziel des Verfassers zu sein. Diese überdialektale Kompetenz wäre sehr vorteilhaft, da kein „tolmetsch“ (Anonym 1527/1882: AIV) mehr von Nöten wäre. Die tolerante Position des Verfassers lässt sich auch aus dessen Forderung ableiten, dass sowohl die Kenntnis der niederdeutschen Dialekte von Seiten der hochdeutschen Sprecher*innen („Franck/Swob/Beyer/Rhynlender“, Anonym (1527/1882: AIV)) (LEITVARIETÄT „Hochdeutsch“) als auch umgekehrt, die Kenntnis der hochdeutschen Dialekte von Seiten der niederdeutschen Sprecher*innen („sassenscher/merckysscher“, Anonym (1527/1882: AIV)) wichtig und erstrebenswert sei. Eine möglichst umfassende und großräumige Dialektkenntnis zeichnet auch die meisten „berömden schriuer“ (Anonym 1527/1882: AIV) aus, die im *Schryfftspiegel* als Autoritäten herangezogen werden (AUTORITÄT „Berühmte Schreiber“).

Die „hochduytschen“ (Anonym 1527/1882: AIV) Landessprachen stehen im *Schryfftspiegel* von 1527 gleichberechtigt nebeneinander, eine einheitliche deutsche Schriftsprache wird darüber hinaus nicht explizit gefordert. Stattdessen steht der Ausdruck *Hochduytsch* eher als „Oberbegriff für eine Reihe von verwandten, den

¹⁹⁰ Eine umfassende Darstellung der Diskussion über die möglichen Verfasser sowie Bearbeitungsstufen gibt Götz (1992: 186–188).

niederdeutschen gegenüberstehenden Mundarten“ (Götz 1992: 212). Zu den hochdeutschen Mundarten zählt der Autor die Sprechweise der Franken („Franck“, Anonym (1527/1882: AIV)), Schwaben („Swob“, Anonym (1527/1882: AIV)), Baiern („Beyer“, Anonym (1527/1882: AIV)) und Rheinländer („Rhynlender“, Anonym (1527/1882: AIV)). Daraus kann abgeleitet werden, dass dieser über explizites Sprachwissen verfügt. Zudem kann eine Mikrokartierung innerhalb des heutigen west- und ostoberdeutschen bzw. westmitteldeutschen Sprachraums sowie eine Makrokartierung innerhalb des heutigen west- bzw. ostniederdeutschen Sprachraums nachvollzogen werden. Folgt man nun der Annahme von Götz (1992: 196), dass der Verfasser aus dem mittel- bzw. rheinfränkischen Raum stamme, kann geschlussfolgert werden, dass der Verfasser u. a. die eigene Sprachform als Hochdeutsch bezeichnet (vgl. Götz 1992: 205).

Mit dem *Schryfftspiegel* wird das Ziel verfolgt, die „schriuer [...] in duytscher nacioin geboren“ (Anonym 1527/1882: AIV) zu befähigen, gutes Deutsch zu schreiben (ADRESSATENKREIS). Diesbezüglich werden auch orthographische Prinzipien benannt, die neben der korrekten Flexion („niet eyn nominatiuum vur ein genitiuum“, Anonym (1527/1882: AIIr)) der Wörter (DEKLINATION SPRACHRICHTIGKEIT) auch deren einheitliche Schreibung („eyn wort niet tzwey/noch vnnutze vnnd was ouerfodiges“, (Anonym 1527/1882: AIV)) fordern (UNEINHEITLICHKEIT SCHREIBUNG).¹⁹¹

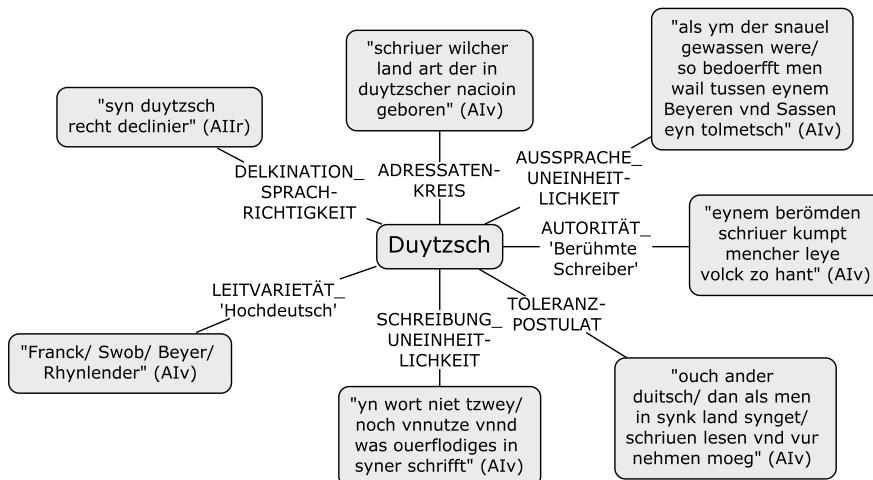


Abb. 5.7: Token-Frame Duytzsch rekonstruiert aus dem *Schryfftspiegel* (1527)

191 Vgl. hierzu die Abbildung 5.7.

5.2.2 *Teutsch in Frangks Orthographia* (1531)

Der in Schlesien gebürtige und vorwiegend in Frankfurt/Oder tätige Schreiber Fabian Frangk behauptete als „der erste Theoretiker die Existenz einer einheitlichen hochdeutschen Sprache“ (Jellinek 1913: 44). Während andere Schreiber des 16. Jahrhunderts – wie etwa der Autor des *Schryfftspiegels* – die Verschiedenheiten in der Schreibung bzw. die scheinbar willkürliche Nutzung regionaler Varianten tolerieren und als etwas Gegebenes hinnehmen, sieht Frangk in der Arbitrarität der Schreibvarianten ein Fehlverhalten (vgl. Jellinek 1913: 44–45): „Denn sie in keiner gegend oder lande so gantz lauter unnd reyn gefuert/noch gehaltenn wirt/das nicht weilands etwas straffwirdigs/oder mißbreuchiges darinne mitlief“ (Frangk 1531: AIIr) (GEMEINSPRACHEPOSTULAT). Frangk vertritt folglich ein Gemeinsprachepostulat und wird von J. Müller (1882/1969: 393) als „Vater der neueren Schulsprache, des Lutherischen Deutsch“ bezeichnet.

Um eine einheitliche deutsche Sprache zu erlernen und zu etablieren, empfiehlt er, sich an vorbildlichen Schreibern, z. B. „D. Luthers schreibe“ (Frangk 1531: AIIv) (AUTORITÄT ‚Luther‘) oder Kanzleien, etwa „Keiser Maximilianus Cantzelej“ (Frangk 1531: AIIv), zu orientieren (AUTORITÄT ‚Kaiserliche Kanzlei‘), deren Schreibweise er als „unverfaelschet“ und am „reynsten“ (Frangk 1531: AIIv) beurteilt (REINHEIT). Frangk empfiehlt seiner Leser*innenschaft – also „den Jungen/Teutscher zung ungeuebten“ (Frangk 1531: AIV) (ADRESSATENKREIS ‚Jugend‘) und „den recht Regulirts Teutsch liebhabern“ (Frangk 1531: AIV) (ADRESSATENKREIS ‚Sprachliebhaber‘) – kein „rein hoeflich teutsch/mit geschmueckten verbluembten worten“ (Frangk 1531: AIIv) zu schreiben (ANTIAUTORITÄT ‚Kanzleien‘), sondern sich um ein klares und einheitliches Schriftbild zu bemühen. Dies könne vor allem erlernt werden, wenn die Schreiber „gutte[] deutsche[] bücher mit vleisse lese[n]“ würden (Frangk 1531: AIIv) (AUTORITÄT ‚Gute Bücher‘). Außerdem solle darauf geachtet werden, dass Buchstabenhäufungen oder -weglassungen vermieden werden (EINHEITLICHKEIT) und keine fremden Wörter genutzt werden, die zu einer „verfinsterung“ (Frangk 1531: AIIv) des Ausdrucks führen (FREMDWÖRTER). Prinzipiell kritisiert Frangk (1531: AIV) die „Layen“ der deutschen Sprache, die ihre eigene Muttersprache verachten (VERACHTUNG), sie nicht beherrschen (UNWISSENHEIT) und darüber hinaus auch nicht bereit sind, sie „zu erlangen noch erlernen mögen“ (UNFLEISS).

Frangk fordert außerdem eine wissenschaftliche Zuwendung zum Deutschen sowie die Herausbildung einer gleichberechtigten deutschen Sprache neben dem Griechischen und Lateinischen (SPRACHPATRIOTISMUS): „disen kurtze underricht/zur anweisung [...] wie wols on schaden/ia meins bedunckens hoch von noete wie in Griechischer/Latinischer un andern sprachen geschehen“ (Frangk 1531: AIV). Er beklagt, dass die Deutschen ihre eigene Sprache „gantz ablessig und sewmig“ (Frangk 1531: AIV) benutzen und diese im Gegensatz zu den „hauptsprachen“ (Frangk 1531:

Alv) verachten würden. Eine deutsche Übersetzung „edler nuettzbarlicher buecher und kuenste“ (Frangk 1531: Alv) wäre folglich dringend notwendig, damit sich das Deutsche als Sprache in der Kirche, Wissenschaft und Gesellschaft etablieren kann.

Frangk (1531) grenzt „Ober[lendisch]“ von „Niderlendisch[e]“ (Frangk 1531: AlIr), also den oberdeutschen vom niederdeutschen Sprachraum, explizit ab. Der Autor verfügt folglich über eine Vorstellung vom deutschen Sprachraum und perzipiert eine Isoglosse zwischen dem „Ober[lendischen]“ (Frangk 1531: AlIr), das er in seiner Orthographielehre vermitteln will, und dem davon abzugrenzenden „Niderlendischen“ (Frangk 1531: AlIr).

Damit war Frangk in seinen Ansichten seiner Zeit deutlich voraus. Zu Recht bewertet Jellinek (1913: 44) die Orthographie als „bedeutendste Leistung aus den Kreisen der deutschen Schreiber“.¹⁹²

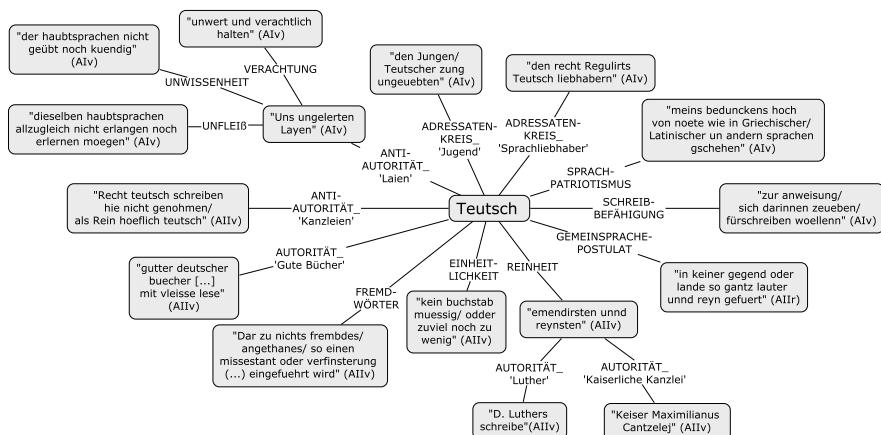


Abb. 5.8: Token-Frame Teutsch rekonstruiert aus Frangks *Orthographia* (1531)

5.2.3 *Teutsch* in Huges *Rhetorica* (1532)

1532 wurde die *Rhetorica* herausgegeben, welche von dem in Basel geborenen und im alemannischen Sprachraum tätigen Schreiber Alexander Huge verfasst wurde. Huge richtet sich in seiner Schreiblehre an die „jungen angeenden Schreiber[]“ (Huge 1532: IVv), die er zum einen auffordert, verständlich zu schreiben, also „guotter ge-

192 Vgl. hierzu die Abbildung 5.8.

meiner/laendtlicher/vnd verstantlicher wort“ (Huge 1532: IVv) zu nutzen (VERSTÄNDLICHKEIT). Zum anderen sollen die Schreiberlehrlinge darauf achten, willkürliche Schreibvarianten zu vermeiden und stattdessen „vnuerzogner/bekanntlicher buochstabn“ (Huge 1532: IVv) zu verwenden (EINHEITLICHKEIT). Die Anleitung zu einer einheitlichen und verständlichen deutschen Schreibweise ist das Hauptanliegen Huges, das er in seiner Vorrede explizit darlegt: „nit schreiben ein v für ein e/ein n für ein r/ein x für ein g/vnd hohe t als l/auch nit den h l t anhendgken hinden an den rucken ein langen stab oder strich“ (Huge 1532: IVv).

Zur Veranschaulichung der Problematik berichtet Huge (1532: IVv) von einem „Statschreiber“ einer „mechtigen Statt“, der so unverständlich schrieb, dass dieser gebeten wurde, „ein gloß/darauf man sein meinung versteen moecht“ als Ergänzung zu seinem Werk zu verfassen (ANTIAUTORITÄT, Kanzleien). Huge verdeutlicht mit dieser Anekdote den Einfluss von Stadt- und Kanzleischreibern sowie deren „schlechten Missiuen“ (Huge 1532: IVv). Schlechte deutsche Übersetzungen bzw. Schriften seien für die Leser nur schwer verständlich und trügen durch ihre Verbreitung und ggf. Vorbildwirkung zur Produktion weiterer unverständlicher deutscher Schriften bei („mißuerstand/oder irrung erwachsen“, Huge (1532: IVv)) (SPRACHREINIGUNG).

Huge (1532) nimmt eine tolerante Haltung gegenüber den verschiedenen deutschen Dialekten ein und verweist explizit darauf, dass sich die Schreiber „jrer subtilkeit gefellig wol brauchen“ (Huge 1532: IVv), also ihres sprachlichen Feingefühls bedienen, vor allem wenn sie mit Schreibern aus anderen deutschen Gebieten kommunizieren (TOLERANZPOSTULAT). Die regionalen Unterschiede des Deutschen sind dem Autor durchaus bewusst und dementsprechend leitet er seine Leser*innenschaft an, mit Feingefühl im Hinblick auf die regionalen Besonderheiten der eigenen Sprachform zu agieren und jene Varianten zu verwenden, die allgemein verständlich sind.¹⁹³

193 Vgl. hierzu die Abbildung 5.9.

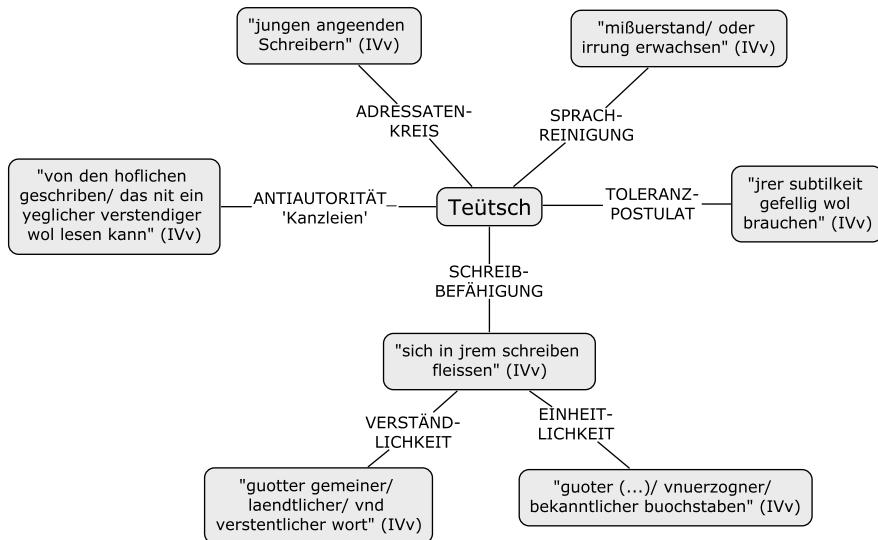


Abb. 5.9: Token-Frame Teutsch rekonstruiert aus Huges *Rhetorica* (1532)

5.2.4 *Teutsch* in Meichßners *Handbüchlin* (1550)

In der Tradition des *Schryfftspiegels* steht auch Johann Elias Meichßner's *Handbüchlin* (1550), das als Kanzleibuch angelegt ist und u. a. Muster von Briefen und Urkunden enthält (vgl. Götz 1992: 280). Es ist zum einen an die *Translationen* Niklas von Wyles und zum anderen an die *Orthographia* von Frangk angelehnt (vgl. Jellinek 1913: 43). Meichßner war u. a. im Herzogtum Würtemberg und in Stuttgart als Stadtschreiber tätig.

Ähnlich wie Frangk rät auch Meichßner dem Leser, dass „man guoter exemplar warneme“ (Meichßner 1550: Vv), also gute Schriften als Vorbilder heranziehe (AUTORITÄT „Gute Bücher“). Frangk geht in seiner *Orthographia* allerdings einen Schritt weiter und benennt explizit u. a. Luther und die Kaiserliche Kanzlei als Autoritäten. Darüber hinaus bedient sich Meichßner bei der Beschreibung und Beurteilung der regionalen Unterschiede des Deutschen einzelner Formulierungen Frangks¹⁹⁴ (vgl. Götz 1992: 293): „Vnnd dwyl in allen teutschen landen/an keiner art/die sprach

¹⁹⁴ „Und wiewol diese sprach an jr selbs rechtfertig und klar/so ist sie doch in vil puncten und stuecken/ auch bey den hochteutschen nicht einhelich/Denn sie in keiner gegend oder lande so ganz lauter unnd reyn gefuert/noch gehalten wirt/das nicht weilands etwas straffwirdigs/oder mißbreuchiges darinne mitlief und gespürt würde/wie dann hernach in sinderheyt zu mercken ist“ (Frangk 1531: AIIr).

so reyn/das nit etwas missgebruchs darinn gefunden wird“ (Meichßner 1550: Vv). Meichßner verweist darauf, dass jede Region sprachliche Besonderheiten, „eins yeden lands art“ (Meichßner 1550: Vr), besitze und erläutert dies explizit anhand der vokalischen Besonderheiten des rheinfränkischen Dialekts („am Ryn“, Meichßner (1550: Vr)) (RAUM). Anders als Frangk postuliert Meichßner jedoch nicht die Herausbildung und Etablierung einer Einheitssprache (im Sinne eines Gemeinsprachepostulats), die über allen Dialekten stehen soll, sondern verweist lediglich auf das Vorhandensein verschiedener regionaler Varietäten (vgl. Götz 1992: 294), die alle etwas Fehlerhaftes enthielten. Meichßners Haltung markiert eine Mittelstellung zwischen dem eher toleranten Umgang mit den deutschen Varianten im *Schryftspiegel* (1527) und der postulierten Hinwendung zu einer deutschen Einheitssprache in Frangks *Orthographia* (1531).

Der Autor möchte seine Leser, die „jungen angeenden schryber[]“ (Meichßner 1550: AIIIr) (ADRESSATENKREIS), dazu befähigen, eine „zierlich[e]“ (Meichßner 1550: AIIIV) (ZIERLICHKEIT) und einheitliche Schreibweise („in sachen glyche form gehalten“ (Meichßner 1550: AIIIV)) (EINHEITLICHKEIT) zu entwickeln (SCHREIBBEFÄHIGUNG).

Das religiöse Motiv spielt für Meichßner ebenfalls eine zentrale Rolle. So soll seine Schrift dazu dienen, dass die Menschen „Gott vnd der welt wolgeuallen moegen“ (Meichßner 1550: AIIv), indem sie lernen und Fehler vermeiden.

Die Bewertungen von Meichßners Werk gehen in der Forschung zuweilen stark auseinander. So bezeichnet Jellinek (1913: 44) die grammatischen Anmerkungen Meichßners als „dürftig“, wohingegen J. Müller (1882/1969: 395) den „reiche[n] und sprachlich wie kulturgeschichtlich wertvolle[n] Inhalt des Buches“ lobt.¹⁹⁵

195 Vgl. hierzu die Abbildung 5.10.

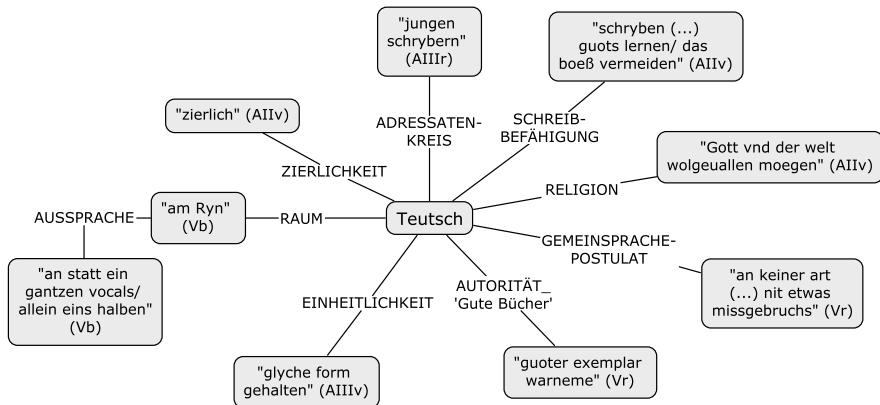


Abb. 5.10: Token-Frame *Teutsch* rekonstruiert aus Meichßners *Handbüchlin* (1550)

5.2.5 Zwischenfazit

Die Texte der Schreiber richten sich vorwiegend an junge Schreiber(lehrlinge) („Schreiber“), die einen klaren, einheitlichen und verständlichen Schreibstil entwickeln und sinnhafte deutsche Übersetzungen anfertigen wollen („Schreibbefähigung“). Das Befähigungsmotiv steht in diesen Arbeiten im Mittelpunkt, daneben ist bei Frangk (1531) auch schon ein klares patriotisches Motiv ableitbar („Sprachpatriotismus“).

Die Autoren gehen – mehr oder weniger spezifisch – auf verschiedene grammatische Teilbereiche ein (hauptsächlich die ‚Schreibung‘). Die anzustrebenden Ideale werden häufig ex negativo formuliert, so sollen bspw. ein uneinheitliches Schriftbild („Einheitlichkeit“), willkürliche Buchstabenhäufungen und -tilgungen sowie Fremdwörter vermieden werden („Reinheit“). Darüber hinaus müsse ein Verständnis der regionalen Besonderheiten des Deutschen entwickelt werden („Verständlichkeit“). Frangk (1531) und Meichßner (1550) gehen hier etwas weiter und beurteilen diese Regionalismen als „misbreuch[...]“ (Frangk 1531: AIIv) bzw. „missgebruch“ (Meichßner 1550: Vv).

Sie empfehlen eine Orientierung an sprachlichen Autoritäten, wie z. B. der ‚Kaiserlichen Kanzlei‘ oder den Übersetzungen von ‚Luther‘, aber auch allgemeiner an ‚berühmten Schreibern‘ und ‚guten Büchern‘. Sowohl Frangk (1531) als auch Huge (1532) kritisieren die ‚Kanzleien‘, da diese unverständlich und nicht ‚recht deutsch‘ (Frangk 1531: AIIv) schreiben würden.

Zwar ist auch unter den Schreibern eine eher tolerante Haltung gegenüber den regionalen Varietäten zu erkennen („Toleranzpostulat“), allerdings gibt es auch kritische Stimmen, wie z. B. von Frangk (1531) und Meichßner (1550). Frangk (1531)

strebt die Herausbildung einer Gemeinsprache an, die allgemein verständlich sowie überregional ist und dementsprechend über den regionalen Mundarten steht („Gemeinsprachepostulat“). Im *Schryfftspiegel* wird das „[H]ochduytzsche[]“ (Anonym 1527/1882: AIV) bei den Franken, Schwaben, Baiern und Rheinländern verortet und als Leitvarietät den davon abzugrenzenden niederdeutschen Sprechweisen gegenübergestellt.¹⁹⁶

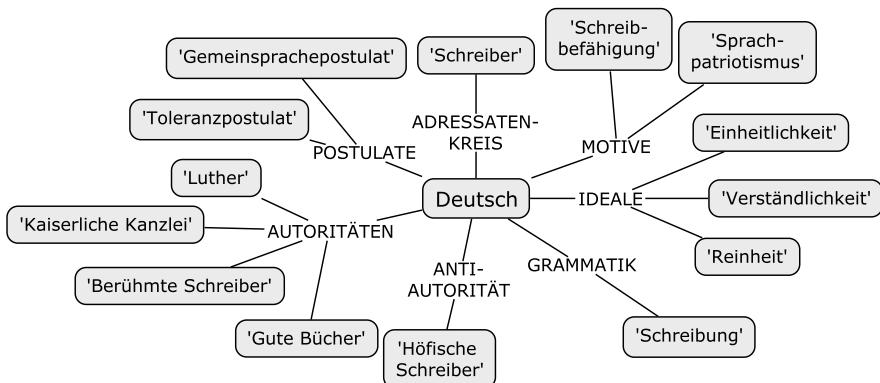


Abb. 5.11: Type-Frame Deutsch: Schreiber 16. Jhd.

5.3 Schriften in lateinischer Sprache

Ein Dreigestirn steht am Anfang der Behandlungsperiode deutscher Grammatik, die sich an lateinische Schematisierung anlehnt, Albertus, Ölinger und Clajus: alle drei in einem merkwürdigen Verhältnis zu einander. Clajus benutzt jedenfalls bis zu einem gewissen Grade seine beiden Vorgänger; wie sich aber Albertus und Ölinger zu einander stellen, das ist in ein mystisches Dunkel gehüllt erschienen, seit die Beziehung einzelner Stellen der beiden Autoren zu einander erkannt worden ist. (Scheel 1897: I)

Die drei Grammatiken von Albertus (1573/1895), Ölinger (1573/1897) und Clajus (1578) heben sich von den zuvor besprochenen Grammatiken und Leselehrern des 16. Jahrhunderts schon rein formal dadurch ab, dass sie in lateinischer Sprache verfasst sind. Dementsprechend ist der Adressatenkreis, an den sich diese Schriften richten, eingeschränkt auf ein gelehrtes Publikum, das Latein beherrscht: „[M]acht [...] den Nutzen [...] [der, Einfügung: V. S.] Grammatik illusorisch für alle, die keine gelehrte

196 Vgl. hierzu die Abbildung 5.11.

Bildung hatten, insbesondere für die Schulknaben, die wenig dadurch gefördert worden wären, wenn man ihnen die deutsche Grammatik in einer fremden Sprache vorgetragen hätte“ (Jellinek 1913: 62). Für die Autoren der lateinischsprachigen deutschen Grammatiken steht also nicht die Alphabetisierung der deutschen Bevölkerung im Zentrum ihrer Arbeit, wie etwa für die Gruppe der Schulmeister, sondern vielmehr die Vermittlung des Deutschen als Fremdsprache sowie „das Bedürfnis der Ausländer“ (Jellinek 1913: 63). Dieses Motiv benennen alle drei im Folgenden vorgestellten Autoren explizit.

Als „mystisches Dunkel“ beschreibt Scheel (1897: I) die unter den Sprachwissenschaftler*innen lange Zeit bestehende Unklarheit darüber, wie die umfangreichen, z. T. wortwörtlichen Übereinstimmungen zwischen den Grammatiken von Albertus (1573/1895) und Ölinger (1573/1897) zu deuten seien. Die Debatte, welcher Autor plagierte, beginnt mit Vermutungen Rudolf von Raumers in dessen *Der Unterricht im Deutschen* von 1857 (vgl. Scheel 1897: I), in dem er vier Argumente benennt, warum Albertus von Ölinger abgeschrieben habe.¹⁹⁷

Viele Gelehrte jener Zeit schließen sich Raumers Vermutung an, so z. B. auch Socin (1888/1970) und Burdach (1884)¹⁹⁸. Alexander Reifferscheid stellte 1887 die Gegenthese auf, dass Ölinger plagierte und die Grammatik des Albertus herangezogen habe.¹⁹⁹ Dieser Ansicht schließen sich u. a. auch Meier (1895), Scheel (1897) und Jellinek (1913) an. In der vorliegenden Studie wird ebenfalls die Hypothese vertreten, dass Ölinger (1573/1897) aus Albertus (1573/1895) abgeschrieben haben muss. In den Kapiteln 5.3.1 und 5.3.2 werden die Stellen, die die Hypothese stützen, in der jeweiligen Vorrede explizit gemacht und kritisch reflektiert.

Für die framesemantische Analyse ist eine klare Zuordnung, d. h. die Rekonstruktion der plagierten Textstellen in den Vorreden, notwendig, da z. B. nur so die

¹⁹⁷ So sei „Oelingers Buch [...] ohne Vergleich besser als das des Albertus“ (Raumer 1857: 18) und zudem enthielte Ölingers Grammatik „mehr als Eine sehr deutliche Anspielung, daß er von einem unredlichen Menschen bestohlen worden sei“ (Raumer 1857: 18), weshalb Raumer „den Albertus [...] für den Abschreiber“ (Raumer 1857: 17) hält.

¹⁹⁸ Burdach verweist in seinen Ausführungen zu Ölingers Grammatik in einem Halbsatz auch auf die Arbeit Albertus: „bis auf die Namen übereinstimmend bei Laurentius Albertus Teutsch Grammatik“ (Burdach 1884: 22).

¹⁹⁹ „Seit 1873, wo ich der Frage zuerst näher getreten, habe ich in meinen Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Grammatik die Ueberzeugung ausgesprochen, daß Oe., nicht Albertus der Plagiator sei. Vergleicht man die Stellen, die v. Raumer als Beispiele auffallender und sicher nicht zufälliger Uebereinstimmung anführte, so ergibt sich, daß bei Albertus alles in den Zusammenhang paßt; das worauf es ankommt, ist gebührend hervorgehoben. Bei Oe. merkt man allenthalben das, nicht immer geschickte, Bemühen die ausgeschriebene Stelle zu verändern, wobei die Hauptsache oft in den Hintergrund tritt. Alles was v. Raumer gegen Albertus für Oe. anführt, erweist sich bei näherer Untersuchung als nichtig“ (Reifferscheid 1887: 302).

enthaltenen Spracheinstellungen zu den modernen Fremdsprachen von Albertus und Ölinger sinnvoll interpretiert werden können.

5.3.1 *Teutsch* in Albertus' *Teutsche Grammatick oder Sprach-Kunst* (1573)

Laurentius Albertus wurde 1540 im unterostfränkischen Neustadt bei Coburg geboren (vgl. Basler 1953: 148). Ab 1557 studierte er in Wittenberg und wandte sich hier auch der Lehre Luthers zu (vgl. Jellinek 1913: 64). Elf Jahre später wird Albertus durch den Bischof Friedrich in die katholische Kirche aufgenommen und im Jahr 1573 von Papst Gregor XIII. zum Pfalzgrafen ernannt (vgl. Jellinek 1913: 64). Während Jellinek (1913: 64) den Eintritt Albertus' in die katholische Kirche als Folge seiner Zweifel an Luthers Lehre ansieht, verweist Basler (1953: 148) auf die wirtschaftlichen Vorteile seines Übertritts und die damit verbundene Möglichkeit zum wissenschaftlichen Arbeiten. Es ist auch nicht eindeutig rekonstruierbar, wen Albertus meint, wenn er die „balbi illi Barbari“ (Albertus 1573/1895: AVv) und deren inhaltlich verwirrende („confusio materiarum“, Albertus (1573/1895: AVv); UNVERSTÄNDLICHKEIT) und ausdruckseitig verschleiernde („obscuratio stili“, Albertus (1573/1895: AVv); UNEINHEITLICHKEIT) Bibelübersetzungen kritisiert (ANTIAUTORITÄT, Bibelübersetzungen): „In quorum biblijs alijs sacris libris, tanta reperitur confusio materiarum, et obscuratio stili, ut biblia in tot dialectos nunc versa, si conferantur, sibi nullo modo constent nec conueniant“ (Albertus 1573/1895: AVv).²⁰⁰ Die Gründe, die Albertus zur Abkehr von Luther bzw. zur Hinwendung zum Katholizismus bewogen haben mögen, sind entsprechend unklar. 1573 erscheint schließlich Albertus' *Teutsche Grammatick oder Sprach-Kunst*, relativ zeitgleich mit der Grammatik seines Zeitgenossen Ölinger.

Für Albertus steht das sprachpatriotische Motiv klar im Vordergrund seiner Auseinandersetzung mit der deutschen Sprache (SPRACHPATRIOTISMUS). Er geht davon aus, dass nicht nur die heiligen Sprachen Hebräisch, Latein und Griechisch „vetustissimae vtiles linguae“ (Albertus 1573/1895: AIIr) sind, sondern auch das Deutsche eine „antiquissimam linguam“ (Albertus 1573/1895: AIIr) sei (ALTER). Zwar sei das Deutsche nicht so hoch im Ansehen wie das Hebräische (LEITVARIETÄT, Hebräisch), aber verfüge dennoch über eine ursprüngliche Reinheit („avtopuris [...], ex se nempe nata et per se ipsam constans“, Albertus (1573/1895: AIVv); REINHEIT), Kürze („breuior [...] lingua“, Albertus (1573/1895: AIIr); KÜRZE) und Leichtigkeit („facilior lingua“, Albertus (1573/1895: AIIr f.); LEICHTIGKEIT). Hierin unterscheidet sich das Deutsche von den anderen modernen Sprachen (ANTILEITVARIETÄT, Moderne Fremdsprachen),

²⁰⁰ Jellinek (1913: 71) geht davon aus, dass an dieser Stelle nicht von Luther und dessen Übersetzungen die Rede sein kann, da Albertus zum einen Wittenberg als herausragenden Druckort hervorhebt in seiner Grammatik und zum anderen auch die Sprache in Meißen als vorbildhaft einordnet.

wie Italienisch, Spanisch und Französisch, die Albertus verurteilt und als verfälscht ansieht (UNREINHEIT): „linguae quae ex corruptione originis“ (Albertus 1573/1895: AIIIr).

Er verweist in seiner Vorrede auch darauf, dass alle Anderen („externi omnes“, Albertus (1573/1895: AIIIr)) den Sprachgebrauch der Deutschen sowie die deutsche Sprache generell verachten würden. Dies werde damit begründet, dass das Deutsche in viele uneinheitliche Dialekte zerstreut (UNEINHEITLICHKEIT) und dementsprechend nur schwer verständlich sei (UNVERSTÄNDLICHKEIT): „Est praeterea dialectorum multuarum detorsio et dissipatio, quantum vix vlla lingua perpessa est“ (Albertus 1573/1895: AIVv).

Die generelle Herabsetzung der deutschen Sprache sieht Albertus jedoch als falsch an, da lediglich (grammatikalische) Regeln abgeleitet werden müssten, die das Deutsche eingrenzen und erfassen („certis terminis, atque septis ita comprehendendi“, Albertus (1573/1895: AIVv)). So hätte auch die dialektale Zerrissenheit des Deutschen, die der Autor in seiner Vorrede mehrfach beklagt, verhindert werden können. Dementsprechend stellt es für Albertus eine absolute Notwendigkeit dar, eine deutsche Grammatik zu entwickeln, die die Basis („linguae basibus“, Albertus (1573/1895: AIIIV)) für einen klaren, zeitgemäßen und einheitlichen Sprachgebrauch bilden soll (vgl. Albertus 1573/1895: AIIIr). Die Alphabetisierung, sowohl der „vicini populi“ (Albertus 1573/1895: AIIr) (ADRESSATENKREIS ‚Benachbarte Völker‘) als auch der Deutschen, stellt neben dem Sprachpatriotismus das zweite wichtige Motive für dessen Auseinandersetzung mit der deutschen Sprache dar (ALPHABETISIERUNG).

Albertus empfiehlt in diesem Zusammenhang, dass zuerst die eigene deutsche Sprache und deren Regeln erlernt werden sollten, bevor Latein, Griechisch, Hebräisch oder moderne Fremdsprachen unterrichtet werden (NEUE METHODE). Er geht davon aus, dass die Kenntnis von den deutschen Grammatikregeln das Erlernen fremder Sprachen, wie z. B. Latein, erleichtert, da sie alle den gleichen Regeln unterliegen würden („omnes sub easdem regulas“, Albertus (1573/1895: AIV)). Zudem wisse er aus Erfahrung, je besser jemand Latein, Griechisch und Hebräisch beherrsche, umso schlechter beherrsche er Deutsch („ut quo quis Latine Graece, Hebraice doctior est, eo peius germanice loquatu“, Albertus (1573/1895: AIV)).

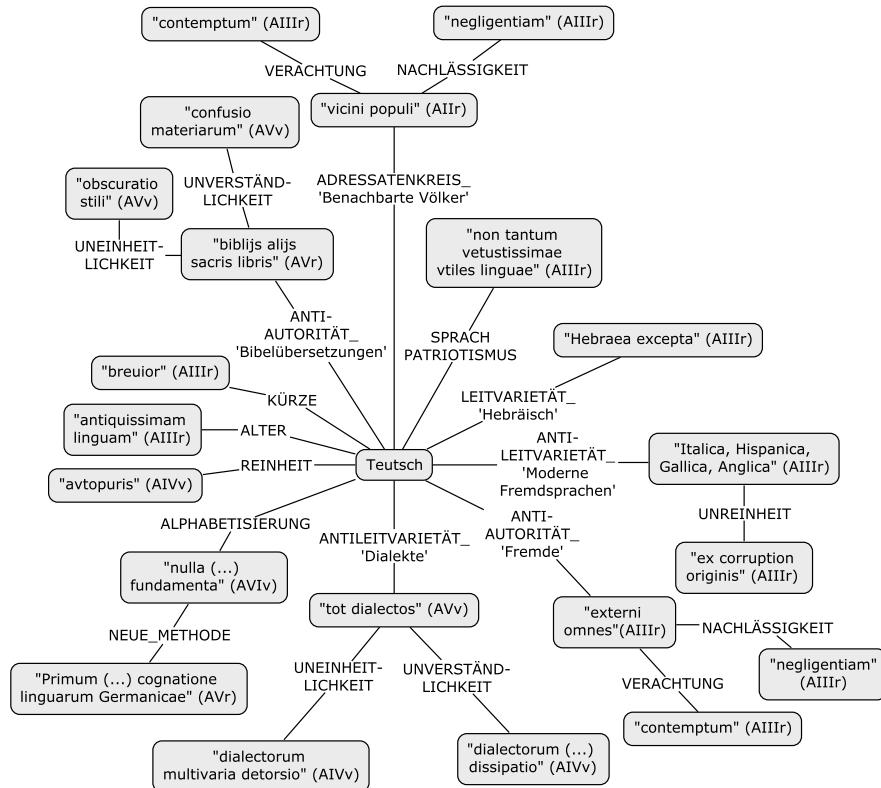


Abb. 5.12: Token-Frame Teutsch rekonstruiert aus Albertus' *Teutscher Grammatick oder Sprach-Kunst* (1573)

5.3.2 *Teutsch in Ölingers Underricht der Hoch Teutschen Sprach* (1573)

Zur Biographie Albert Ölingers ist nur wenig bekannt. Aus seinen Schriften geht hervor, dass er u. a. als Notar in Straßburg tätig gewesen war und zuvor französische Adlige in der deutschen Sprache unterrichtet hatte. Sein Bestreben, eine deutsche Grammatik – oder ein „praktische[s] Handbuch“, wie es von Jellinek (1913: 67) eingeordnet wird – zu verfassen, geht auf dessen Erfahrungen als Fremdsprachenlehrer zurück (vgl. Jellinek 1913: 65). Für die Interpretation der Vorrede ist es notwendig, jene Stellen zu kennzeichnen, die aus der Vorrede von Albertus (1573/1895) wörtlich übernommen wurden. Diese sind im Frame durch gestrichelte Verbindungslien zwischen den Knoten und Kanten gekennzeichnet. Darüber hinaus nutzte Ölinger auch große Teile aus der Praefatio der *Institutio Gallicae linguae* (1558) des Joannes Garnerius (vgl. Scheel 1897: VI).²⁰¹

Als Motiv für die Beschäftigung mit der deutschen Sprache kann auch bei Ölinger der Sprachpatriotismus ermittelt werden (SPRACHPATRIOTISMUS). So seien nicht nur die drei heiligen Sprachen Hebräisch, Griechisch und Latein nützlich, sondern auch die deutsche Sprache („non tantum uetustissimae linguae utiles habeantur, qualis est Hebraea, [...] Graeca, Latina“, Ölinger (1573/1897: IVv f.)), die diesen gleichzusetzen sei. In dem Zusammenhang geht Ölinger auch auf die modernen Sprachen Französisch, Italienisch und Spanisch ein (ANTILEITVARIETÄT ‚Moderne Fremdsprachen‘), die aus einer Verfälschung entstanden seien („ex corruption originis sua nata, nempe Italica, Hispanica, Gallica“, Ölinger (1573/1897: IVr); UNREINHEIT). Diese negative Haltung Ölingers zur französischen Sprache ist aus zweierlei Gründen verwunderlich, da er zum einen selbst als Französischlehrer bei Hofe tätig war und sich zum anderen in seiner Vorrede sogar explizit an den verehrten Herzog von Lothringen richtet („Ad illustrissimum principem calabriae et Lothingae ducem“, Ölinger (1573/1897: IIv)). Ein Vergleich mit der Vorrede aus der Grammatik von Albertus (1573/1895: AIIr) zeigt jedoch, dass Ölinger die betreffende Passage wörtlich – und äußerst unbedacht – übernommen hat. Zu dieser Interpretation kommt auch Jellinek (1913: 66), der Ölinger als „stilistisch ungewandte[n] Mann“ einschätzt.

Das zweite Motiv, weshalb sich Ölinger mit dem Deutschen beschäftigt, hängt mit dessen Wunsch zusammen, den Menschen eine Grammatik an die Hand zu geben, mit Hilfe derer sie die deutsche Sprache erlernen können (ALPHABETISIERUNG). Ölinger konstatiert, dass er vergeblich nach einer deutschen Grammatik gesucht habe, aber keine finden konnte („ut nullam uenalem habuerint“, Ölinger (1573/1897: IIr)). Dies hänge damit zusammen, dass viele der Meinung seien, das Deutsche wäre

²⁰¹ „[...] [I]ch möchte jedoch nicht zu grosses darauf legen, [...] denn diese Phrasen [, die Albertus in seiner Vorrede nutzt, Einfügung: V. S.] finden sich wörtlich in der Einleitung des Ioannes Garnerius zu seine *Institutio Gallicae linguae* [...] 1558 wieder“ (Scheel 1897: VI).

zu schwierig bzw. uneinheitlich („lingua Germanica [...] est difficilis & grauis“, Ölinger (1573/1897: IIr); UNVERSTÄNDLICHKEIT & UNEINHEITLICHKEIT), um es in klare Regeln zu fassen („poſſit ne facile in certas leges Grammaticorum redigi“, Ölinger (1573/1897: IIr)). Dementsprechend sieht es Ölinger als seine Pflicht an, selbst eine deutsche Grammatik zu verfassen: „ut patriae meae literas pro virili mea portione iuvarem“ (Ölinger 1573/1897: IIIr).

Seine Grammatik richtet sich allgemein an alle, die sich mit der deutschen Sprache auseinandersetzen und diese erlernen wollen („omnes qui Germanicam linguam eiusque puritatem aemulantur“, Ölinger (1573/1897: Vv); ADRESSATENKREIS „Alle“), aber vor allem an die „uicini populi“ (Ölinger 1573/1897: IIIr) (ADRESSATENKREIS „Benachbarte Völker“), die Kenntnis von der Deutschen Sprache haben müssen, um z. B. gegenseitig Handel treiben zu können („inter ipsos commercia“, Ölinger (1573/1897: IVv)).

Im Verlauf der Vorrede hebt Ölinger immer wieder die Reinheit der deutschen Sprache hervor („puritatem“, Ölinger (1573/1897: Vv); REINHEIT), die nicht weniger wertvoll als die alten Sprachen sei („non minus ac Graeca, Hebraea, Latinaque lingua“, Ölinger (1573/1897: IVr)). Die Verachtung („contemptum“, Ölinger (1573/1897: IVr); VERACHTUNG), die viele „extera nations“ (Ölinger 1573/1897: IVr) ihr entgegenbringen, und auch die Nachlässigkeit („negligentiam“, Ölinger (1573/1897: IVr); NACHLÄSSIGKEIT), mit der sie die deutsche Sprache benutzen, könnten nur durch Bücher verbessert werden (AUTORITÄT „Bücher“), die den fremden Nationen die Grundlagen des Deutschen verständlich machen würden („nisi illi fuerint quoque libri, ex quibus linguae nostrae prima fundamenta pure peti potuerint“, Ölinger (1573/1897: IVr)).

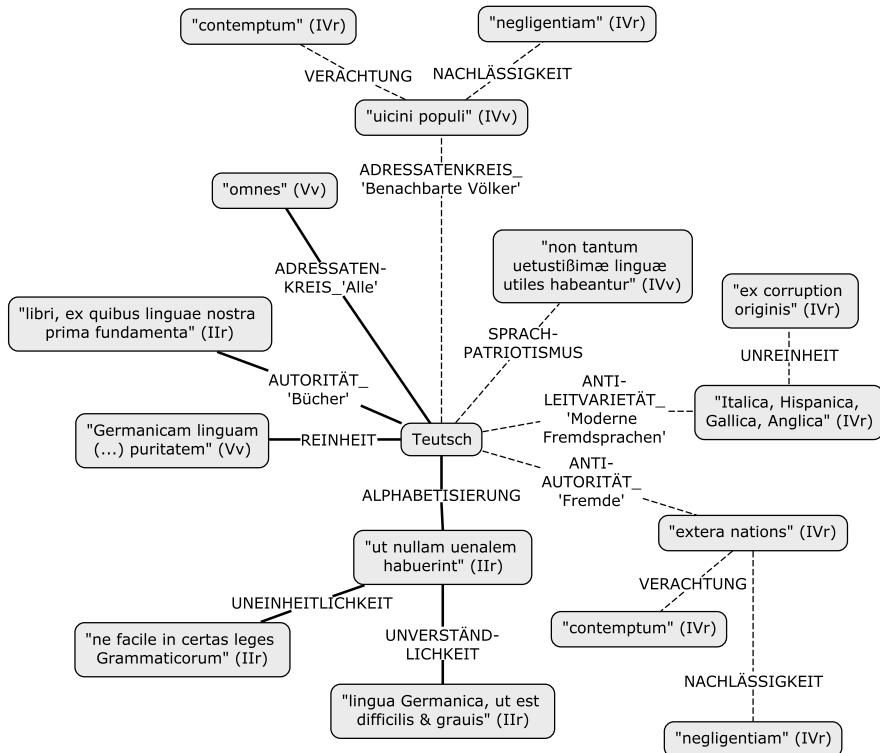


Abb. 5.13: Token-Frame Teutsch rekonstruiert aus Ölingers *Underricht der Hoch Teutschen Sprach* (1573)

5.3.3 *Düdisch in Clajus' Grammatica Germanicae Linguae (1578)*

1535 wurde Johannes Clajus in Herzberg (damaliger sächsischer Kurkreis) geboren und arbeitete, u. a. in seiner Heimatstadt sowie in Goldberg (Schlesien), als Lehrer für lateinische, griechische und hebräische Grammatik (vgl. Jellinek 1913: 73). Seine Lehrtätigkeit an Schulen gab er jedoch zugunsten eines Theologiestudiums in Wittenberg auf und wirkte bis zu seinem Lebensende 1592 als Pfarrer (vgl. Jellinek 1913: 73).

Clajus verfolgt mit seiner deutschen Grammatik in erster Linie ein religiöses Motiv. Die Menschen sollten im Stande sein, ihre eigene Muttersprache lesen und schreiben zu können, um die Heilsbotschaft zu empfangen, die in den Werken Luthers mitgeteilt würde: „cognitionem rerum Sacrarum & ad salutem nostram pertinentium, quae in libris Lutheri planissimetur“, Clajus (1578: AIVv) (RELIGION).

In der Vorrede lassen sich auch dessen sprachpatriotische Züge erkennen, wenn der Autor erklärt, dass das Wort Gottes nicht nur in der hebräischen und lateinischen Sprache, sondern auch in der deutschen Sprache verkündet werden könne („ut iam non solum [...] Ebraice & Graece, sed & a vulgo Germanice“, Clajus (1578: AIVv); SPRACHPATRIOTISMUS). Als vorbildhaftes „Düdisch“ (Clajus 1578: AIIr) benennt er die Sprache der Sachsen („tracta denominatio Düdisch Saxonum lingua“, Clajus (1578: AIIr); LEITVARIETÄT „Sächsisch“) und begründet dies mit dem Alter des Sächsischen („quae prima fuit“, Clajus (1578: AIIr); ALTER). Daneben führt Clajus auch die Sprache der Thüringer an, die ebenfalls nicht schlecht sei (LEITVARIETÄT „Thüringisch“): „Thuringiae, quam ego inter dialectos linguae Germanicae non vltimam censem tam esse existimo“ (Clajus 1578: AVIIr). Clajus' Verbundenheit mit den sächsischen und thüringischen Varietäten resultiert u. a. daraus, dass er selbst aus dem sächsischen Kurkreis stammt und hier auch lange Zeit als Lehrer arbeitete. Die zweite wichtige Station in seinem Leben war das thüringische Bendeleben, wo er als Pfarrer von 1573 bis 1592 tätig war. Das Thüringische bilde zudem – nach Ansicht Clajus' – die sprachliche Basis für die Übersetzungen Luthers („Thuringiae [...] ad versionem bibliorum Lutheri Germanicam prima principia dedit, & maximum adiumentum attulit“, Clajus (1578: AVIIr)), dessen Schriften er als vorbildhaft einordnet (AUTORITÄT „Luthers Schriften“).

Bereits im Titel seiner Grammatik verweist Clajus explizit auf Luthers Schriften: „Quam quidem ego Grammaticis regulis hoc libro complexus sum, ex Biblijs alijsque scriptis Lutheri collectis“ (Clajus 1578: AIVr). Die Luthersprache ist dementsprechend sowohl in seiner Tätigkeit als Lehrer und Grammatiker sowie später auch als Pfarrer für ihn die verbindliche Grundlage. Durch die Schriften Luthers („ex riulis Lutheri limpidissimis“, Clajus (1578: AIVv)) werde das Wort Gottes den Menschen nun endlich klar übermittelt, nachdem es zuvor durch die Päpste verdunkelt worden sei. Clajus führt weiter aus, dass Luther (AUTORITÄT „Luther“) als Sprachrohr vom Heiligen

Geist auserwählt worden sei („Spiritum Sanctum [...] bene Germanice locutum esse per electum suum organon Lutherum“, Clajus (1578: AIVr); **GÖTTLICHKEIT**), durch den er nun auch Deutsch spreche. Die absolute Autorität Luthers hebt Clajus an mehreren Stellen seiner Vorrede explizit hervor. Daneben benennt er auch den Humanisten Adam Siber als Vorbild (AUTORITÄT „Siber“), von dem er viel gelernt habe und der auch sein bester Lehrer gewesen sei („praceptoris mei carissimi“, Clajus (1578: AIVv)). Siber hatte in Wittenberg u. a. Vorlesungen von Luther gehört, die ihn als Lehrer prägten (vgl. G. Müller 1892: 125). Es verwundert nicht, dass sein Schüler Clajus die Werke Luthers ebenfalls verehrt. Deshalb empfiehlt er sowohl den Deutschen (ADRESSATENKREIS „Einheimische“) als auch den „exteris nationibus“ (ADRESSATENKREIS „Fremde“) (Clajus 1578: AIVv), die Schriften Luthers zu studieren und so eine vollkommene Kenntnis der deutschen Sprache zu gewinnen („perfecta & absoluta linguae Germanicae cognitio“, Clajus (1578: AIVv); **WISSEN**).

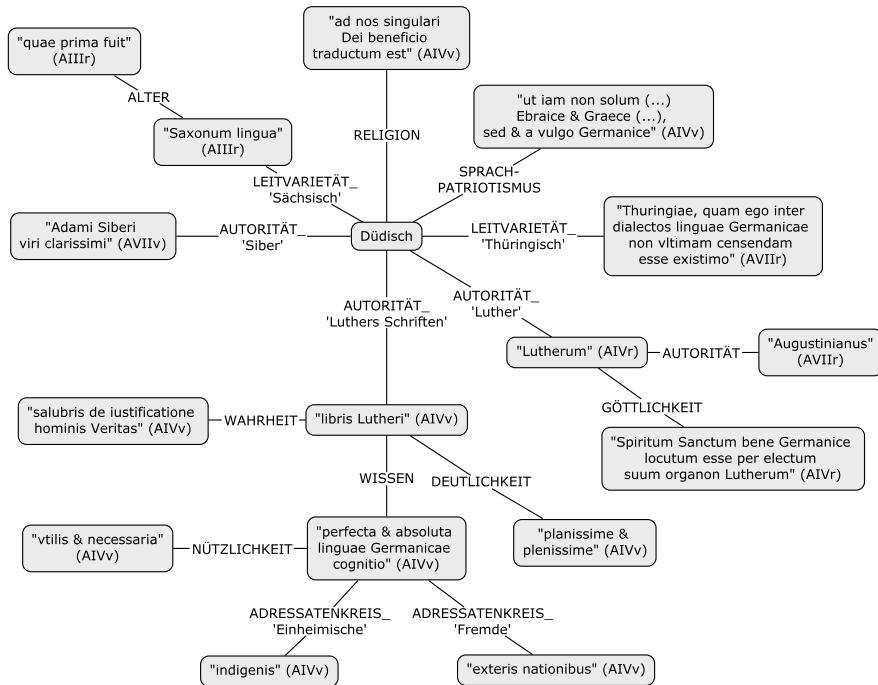


Abb. 5.14: Token-Frame Düdisch rekonstruiert aus Clajus' *Grammatica Germanicae Linguae* (1578)

5.3.4 Zwischenfazit

In Abgrenzung zu den Schriften der Schulmeister und Schreiber im 16. Jahrhundert richten sich die lateinischsprachigen Grammatiken an diejenigen, die das Deutsche als Fremdsprache erlernen wollen. Deshalb sind die Schriften nicht auf Deutsch, sondern Latein verfasst, um auch jenen Personen einen Zugang zum Text zu ermöglichen, die Deutsch nicht als Muttersprache erlernt haben (‘Fremde’). Sowohl bei Albertus (1573/1895) und Ölinger (1573/1897) als auch bei Clajus (1578) steht das sprachpatriotische Motiv im Zentrum ihrer Beschäftigung mit dem Deutschen (‘Sprachpatriotismus’). Sie stellen die Vorzüge der deutschen Sprache, z. B. deren Reinheit (‘Reinheit’) und Alter (‘Alter’), heraus, die sie z. B. von den modernen Fremdsprachen Französisch, Italienisch und Spanisch abheben (‘Moderne Fremdsprachen’). Darüber hinaus beklagt Albertus die Zerrissenheit der deutschen Sprache und ihre Zerrütung in verschiedene Dialekte (‘Dialekte’), die nur durch die rechtzeitige Ableitung grammatischer Regeln hätte verhindert werden können. Die Notwendigkeit einer Grammatik des Deutschen sowie klarer Regeln für ihren Gebrauch betonen alle drei Autoren in ihren Vorreden. Auch gehen sie darauf ein, dass es bisher keine geeignete Grammatik gebe, weshalb sie selbst diese Aufgabe übernehmen.

Neben der Empfehlung, die Grundlagen des Deutschen vor allem aus guten Büchern zu lernen (‘Gute Bücher’), hebt Clajus (1578) auch mehrfach Luther und dessen Schriften als absolute Sprachautorität hervor (‘Luther’). Albertus (1573/1895) verweist hingegen auf die Bibelübersetzungen, die durch einen verschleiernden Stil sowie inhaltliche Verworrenheit geprägt und dementsprechend ungeeignet seien. Auf welche Übersetzungen er hier anspielt bzw. ob hierunter auch Luthers Übersetzungen fallen, kann aus dem Material jedoch nicht mit Sicherheit geschlossen werden (‘Schlechte Bibelübersetzungen’).

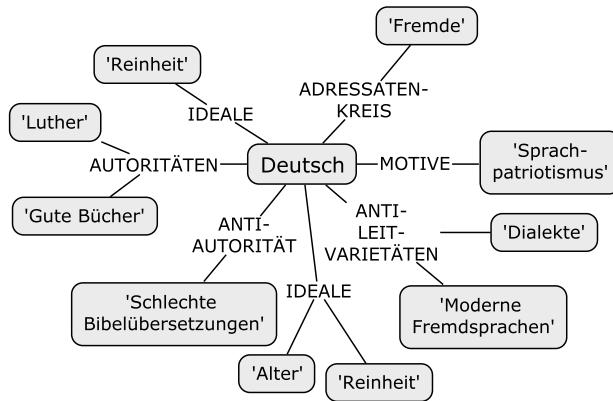


Abb. 5.15: Type-Frame Deutsch: Lateinische Grammatiken des Deutschen im 16. Jhd.

5.4 Fazit

Entsprechend ihrer Befähigung sowie ihres Adressatenkreises verfolgen die Autoren gruppenspezifische Motive, die ihre Auseinandersetzung mit der (hoch-)deutschen Sprache anleiten, und vertreten entsprechende Standpunkte bzw. Postulate hinsichtlich der Konzeption des (Hoch-)Deutschen.²⁰²

²⁰² Vgl. hierzu die Abbildung 5.16.

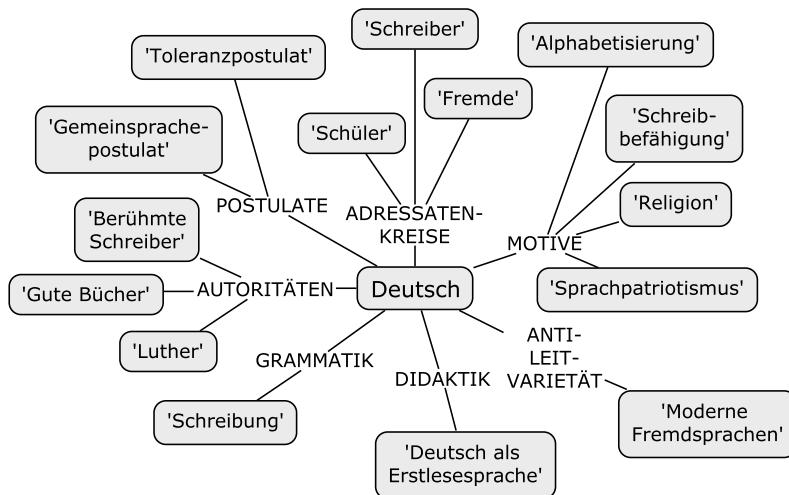


Abb. 5.16: Type-Frame Deutsch: 16. Jhd.

Die Schulmeister adressieren in ihren Schriften vorwiegend die Schulkinder (‘Schüler’), denen sie einen korrekten Umgang mit den Buchstaben ermöglichen wollen (‘Alphabetisierung’), und darüber hinaus auch das Volk, das zum Lesen und Schreiben angeleitet werden soll.²⁰³ In den Schriften der Schreiber werden die Schreiber(lehrlinge) in den Kanzleien adressiert (‘Schreiber’). Hier ist das Befähigungsmotiv²⁰⁴ zentral, wonach die Autoren ihre Leser*innen dazu befähigen möchten, eine klares, verständliches und entsprechend einheitlich(er)es Deutsch zu schreiben (‘Schreibbefähigung’). Die Autoren der drei lateinischsprachigen Grammatiken adressieren hingegen explizit die „externi omnes“ (Albertus 1573/1895: AIIr), die das Deutsche als Fremdsprache erlernen sollen (‘Fremde’). Auch hier kann gewissermaßen ein pragmatisches Motiv angenommen werden: Die *Fremden* sollen die deutsche Sprache lesen und schreiben lernen. Dies ist notwendig, da es immer wieder zu Sprachkontaktsituationen in den deutschen Grenzregionen kommt, z. B. bei Hofe oder aufgrund gemeinsamer Handelsbeziehungen.

Neben diesen Hauptmotiven stellt auch das religiöse Motiv einen wichtigen Beweggrund dar, der die Schreiber und Schulmeister des 16. Jahrhunderts zu ihren Schriften veranlasste (‘Religion’). So verfolgen die Schulmeister dieses Motiv, weil sie

²⁰³ Das pragmatische Motiv ist zentral in den aufgezeigten Schriften von Kolroß, Ickelsamer und Jordan.

²⁰⁴ Das Befähigungsmotiv kann im *Schryfftspiegel*, bei Frangk, Fabritius, Huge und Meichßner nachgewiesen werden.

die Menschen aus allen Bevölkerungsschichten erreichen und ihnen Lesen und/oder Schreiben beibringen wollen, damit diese das Wort Gottes selbstständig erfassen und verstehen können. Der Alphabetisierungsgedanke stellt hier ein mittelbares Ziel dar. Ickelsamer (1534b) und Kolroß (1530/1882) streben mit ihren Schriften auch an, dass die Menschen sich „an der Lektüre der verdeutschten Bibel [...] erbauen [...] können“ (Jellinek 1913: 53) und sehen das Lesen und Schreiben als Gabe Gottes an („Göttlichkeit“). Die Schreiber wollen hingegen gute Verdeutschungen, z. B. der Heiligen Schrift, erreichen und deshalb ihre Leser*innen zu einer einheitlichen und korrekten Schreibung befähigen. Das religiöse Motiv, das beide Autorengruppen verfolgen, manifestiert sich somit einerseits in der Befähigung zu lesen sowie anderseits in der Anleitung zur korrekten Schreibung im Deutschen, z. B. bei der Anfertigung von deutschen Bibelübersetzungen.

Bei den Schreibern und den Autoren der lateinischsprachigen Grammatiken kann häufig auch ein patriotisches Motiv ermittelt werden. Die deutsche Sprache soll gleichwertig neben dem Lateinischen, Griechischen und Hebräischen bestehen und sich als Sprache in Kirche, Wissenschaft und Gesellschaft etablieren („Sprachpatriotismus“). Das patriotische Motiv steht bei Frangk (1531) auch in Verbindung mit einem Sprachreinigungsmotiv, demnach er das Deutsche vor fremden Einflüssen und einer daraus resultierenden „verfinsterung“ (Frangk 1531: AIIv) bewahren will. Neben fremdsprachlichen Einflüssen werden aber auch schlechte deutsche Rhetoriken oder vermeintlich negative Autoritäten genannt, von denen das Deutsche gereinigt werden müsse. Dementsprechend nehmen die Schreiber eher eine weniger tolerante Haltung gegenüber den deutschen Dialekten und ihren (Schreib-)Varianten ein.

Die Vertreter des ‚Gemeinsprache-Postulats‘ fordern die Herausbildung einer deutschen Gemeinsprache, die über allen Dialekten steht und als verbindliche Norm dienen soll.²⁰⁵ Sie bekräftigen ihre Haltung, indem sie grammatische Prinzipien ableiten bzw. sprachliche AUTORITÄTEN benennen, die als Vorbilder von den Rezipient*innen herangezogen werden sollen.

Der Großteil der in Kapitel 5 vorgestellten Autoren fordert jedoch einen toleranten Umgang mit den verschiedenen deutschen Dialekten bzw. regionalen Varietäten. Die Rezipient*innen sollen sich der eigenen regionalen Besonderheiten bewusst werden und jene Varianten bevorzugt nutzen, die allgemein verständlich(er) sind. Dabei sind sich die Vertreter der lautlichen und schriftlichen Unterschiede der einzelnen Sprachlandschaften mehr oder weniger stark bewusst und sprechen sich gegen die Verschriftlichung „allzugroße[r] Dialektizismen“ (Jellinek 1913: 52) aus.

²⁰⁵ Frangk postuliert in seiner *Orthographia* (1531) als erster Theoretiker die „Existenz einer einheitlichen hochdeutschen Sprache“ (Jellinek 1913: 44) und scheint damit seiner Zeit weit voraus zu sein.

Den Vertretern des ‚Toleranzpostulats‘ geht es folglich nicht darum, eine einheitliche deutsche Gemeinsprache zu entwickeln, sondern vielmehr um das Aufzeigen von „Inkongruenz von Schrift und Sprache“ (Jellinek 1913: 52). Ihre tolerante Haltung gegenüber den deutschen Dialekten begründen sie z. B. auf Basis ihrer individuellen Sprachwahrnehmung und ihrer didaktischen Prinzipien.

Im Hinblick auf die Benennung sprachlicher Vorbilder wird häufig auf die Arbeiten von Kollegen verwiesen. So bewerten Ickelsamer (1534/1882) und Jordan (1533/1882) das Werk des anderen als vorbildhaft. Frangk (1531) scheint seiner Zeit auch in diesem Punkt weit voraus zu sein, da er bereits ‚Luther‘, neben der ‚Kaiserlichen Kanzlei‘, als Sprachnormautorität klar benennt. Luthers Schriften werden auch von Clajus (1578) mehrfach explizit als Autorität benannt und Luther selbst als das Sprachrohr des Heiligen Geistes dargestellt („Luther“). Prinzipiell sind die Autoren im 16. Jahrhundert mit der Benennung von sprachlichen Leitvarietäten noch relativ verhalten, ebenso wie bei der Angabe von konkreten (Sprach-)Räumen, die als Vorbild für die Etablierung einer (hochdeutschen) Norm herangezogen werden könnten. Sie empfehlen eine Orientierung an ‚guten Büchern‘ sowie ‚berühmten Schreibern‘. Außerdem verweisen Albertus (1573/1895) und Ölinger (1573/1897) auf die Unreinheit der modernen Fremdsprachen Französisch, Italienisch und Spanisch („Moderne Fremdsprachen“).

Abschließend muss noch darauf hingewiesen werden, dass die Schulmeister eher über didaktische Aspekte in ihren Vorreden nachdenken, die Schreiber hingegen eher verschiedene grammatische Teilbereiche und deren ideale Ausgestaltung in den Blick nehmen. Allerdings ist die Unterscheidung keinesfalls trennscharf, da auch die Schreiber und die Autoren der lateinischsprachigen Grammatiken didaktische Überlegungen treffen bzw. die Schulmeister sich verschiedene grammatische Teilbereiche erschließen.